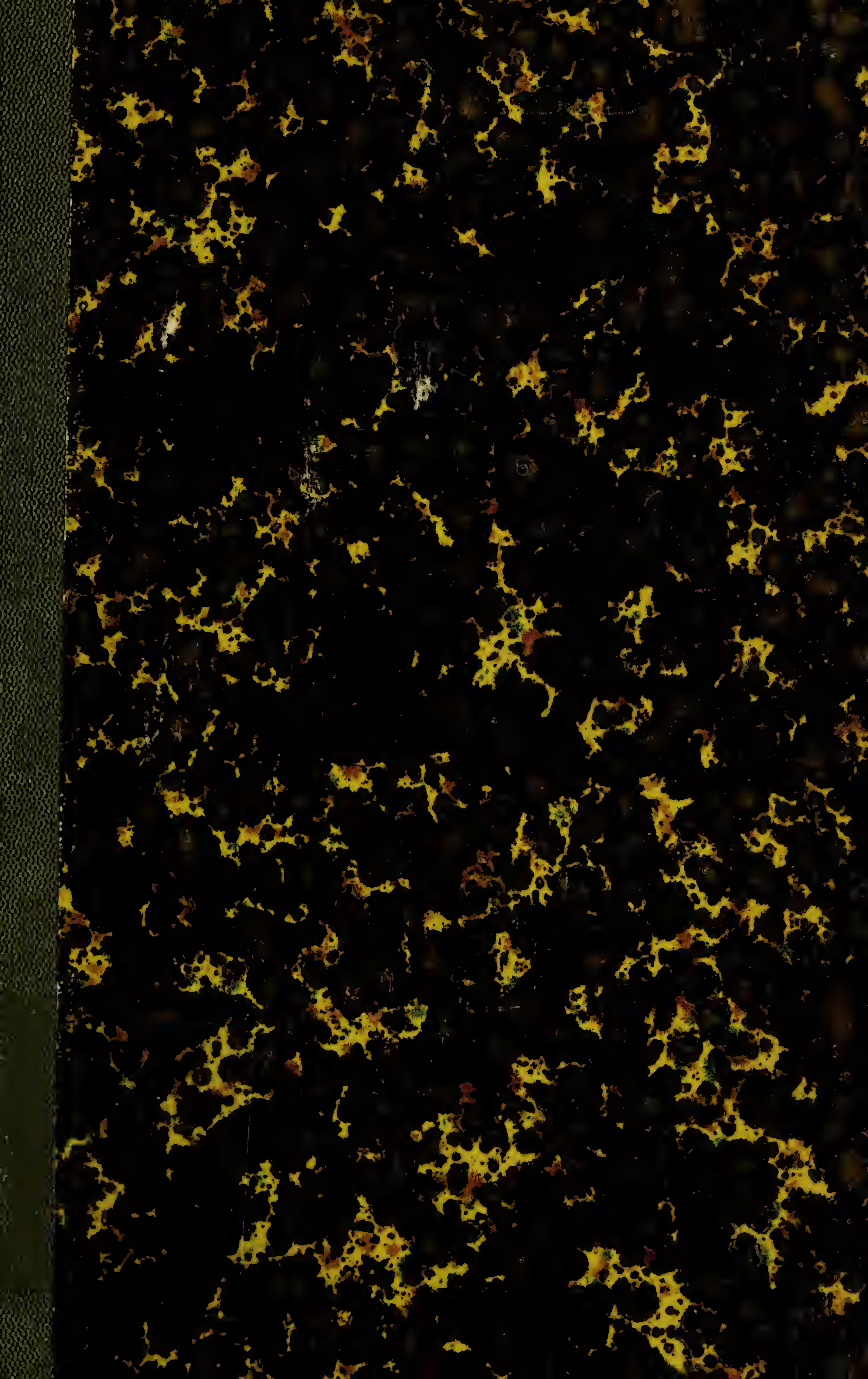
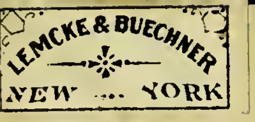
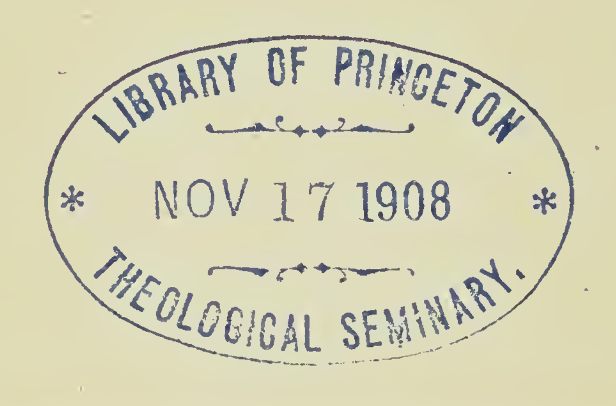
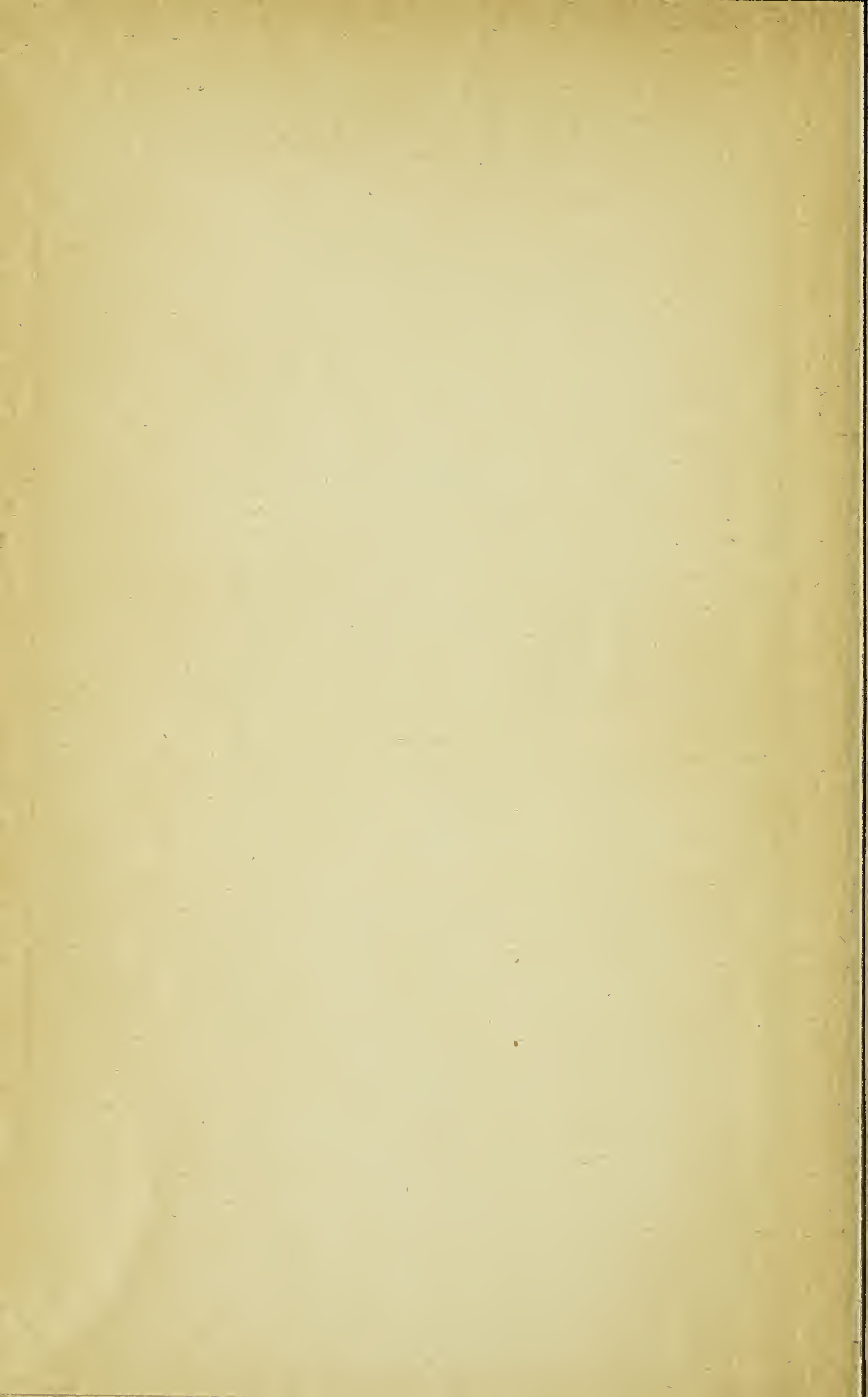
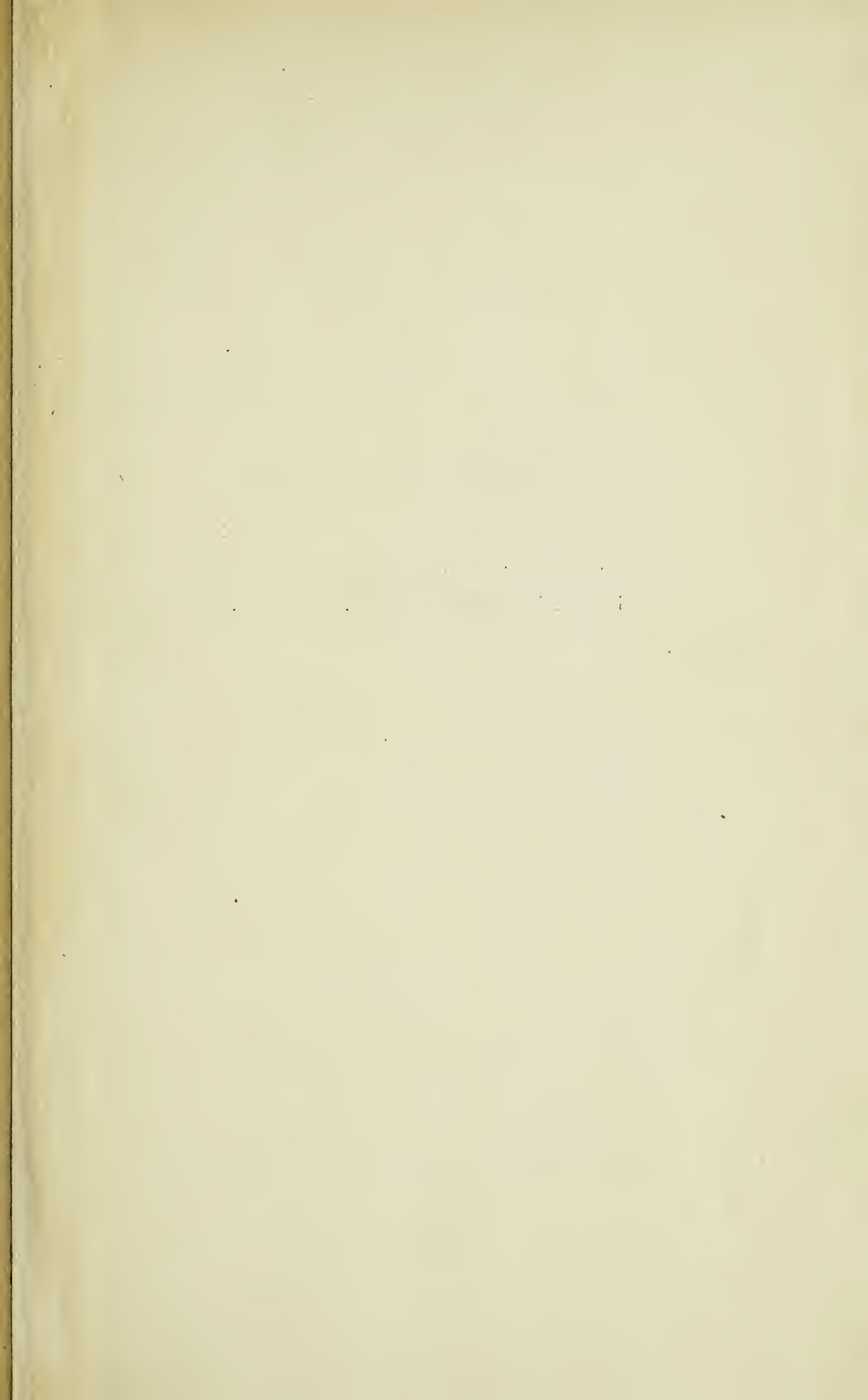



LEMCKE & BUECHNER
NEW YORK


LIBRARY OF PRINCETON
NOV 17 1908
THEOLOGICAL SEMINARY.





GEDRUCKT IN DER ROSSBERG'SCHEN
BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG-REUDN.

JESUS

EINE
VERGLEICHENDE PSYCHOPATHOLOGISCHE STUDIE

VON

EMIL RASMUSSEN
DR. PHIL. CAND. THEOL.

ÜBERTRAGEN UND HERAUSGEGEBEN
VON
ARTHUR ROTHENBURG

VERLAG JULIUS ZEITLER LEIPZIG 1905

PROLEGOMENA.

Motto: „Was heißest du mich gut?
Niemand ist gut."
Jesus.

Weder die Apostel noch die drei synoptischen Evangelien sahen Jesus für Gott an. Er selbst hielt sich für den im Buche Daniel VII, 23 angekündigten „Menschensohn" und meinte, ohne sich je für den Messias auszugeben, einen *Teil* der ihm besonders wichtigen Weissagungen zu erfüllen. Der Nazarener gehört in die Kategorie der Propheten. Die religiösen Heroen oder Verkünder, alias Propheten, sind Abirrungen vom normalen Typus der Rasse. Denn ihre inneren Erlebnisse oder Erfahrungen können sich dem Grade und der Art nach nur mit den Paroxysmen des Epileptikers oder Hystero-Epileptikers vergleichen. Die „Männer Gottes" bieten ein Krankheitsbild, das der Psychiater genau als epileptische Geisteskrankeit zu diagnostizieren vermag; die Stigmata sind: Halluzinationen oder Augentäuschungen, Tobsuchtsanfälle, krampfartige Lustigkeit, Abwesenheit des Geistes (Absence), Stupor, Dämmerzustand oder traumhaftes Unterbewußtsein, Redestörungen, Delirien, Schwermut,

plötzliche Stimmungsumschläge, übertriebene Religiosität, die Vorstellung, für andere zu leiden und die Welt reformieren zu müssen, Größenwahn, Zwangsvorstellungen, der Wahn romanhafter Stammtafeln, vagabundenhafte Unstetigkeit, abnormes Geschlechtsleben, sei es nach der Seite der Ausschweifung oder der Askese. An einer Reihe hervorragender religiöser Sehergestalten alter und moderner Zeit, wie Hesekiel, Paulus, Muhammed, Sören Kierkegaard usw. usw. läßt sich die Probe aufs Exempel machen, wobei wieder *gemeinsame* Eigentümlichkeiten festzustellen sind, wie die schrecklichen Drohungen und Verwünschungen, die mannigfachen Formen und Verschleierungen des Grausamkeitsgefühls, die Wutparoxysmen, das eingebildete Leiden für die Menschheit, Askese, Auferstehungsgedanke und anderes.

Alle die bei alten und modernen Propheten beobachteten Symptome zeigt auch Jesus: er hat eine Angsterfahrung ohnegleichen; verfällt bei der Tempelaustreibung in Tobsucht, leidet an Halluzinationen, offenbart in seinem widerspruchsvollen Charakter unmäßiges Selbstgefühl und anormales Leben der Sinne, huldigt dem Wahn, für die Menschheit zu leiden und sie entsühnen zu können und liefert durch seine Gewaltsamkeit, Unstetigkeit und die zunehmende Verengung seines Geistes, der keine neuen Vorstellungen mehr aufnimmt und bearbeitet, neue Bestätigung seiner Wahlver-

wandtschaft mit dem *Prophetentypus, der sich zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen gleich geblieben ist.* Seine Ethik, die darauf ausgeht, die Familie zu hassen, von Almosen und im allein selig machenden Glauben zu leben, ist von der Menschheit nicht akzeptiert worden. — Wenn man unter Genie einen Neuschöpfer versteht, so muß man Jesu gegenüber auch diese Position aufgeben, da er — wie die wissenschaftliche Forschung festgestellt hat — in dem Inhalt wie in der Form seiner Lehre nur Nachahmer ist. Seine Verheißung, die ihm den Weltsieg eingetragen hat, nämlich seine Wiederkunft, hat vollständig versagt. Jesus ist ein tiefer Trauer würdiger Mensch gewesen, der in seinem tragisch-großartigen Schicksal unser inniges Mitleid verdient!

Mit dem Ernst und der Vorsicht modern-wissenschaftlicher Forschung hat ein junger dänischer Gelehrter und Schriftsteller diese oben angeführten Gesichtspunkte zum ersten Male ins Auge gefaßt und zu begründen versucht. Aus meinen flüchtigen Andeutungen erkennt man leicht, daß es sich hier um die Zertrümmerung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik handelt, wie sie seit den Tagen David Friedrich Strauß' kaum wieder erstrebt worden ist. Trotzdem also der Verfasser auf einem sehr weit vorgeschobenen Posten steht, trägt er seine Forschung sine ira et studio vor, vermeidet die Art des Pamphlets und den Gebrauch

tönender Phrasen, um das Unbegreifliche begreiflich und das Unzulässige erhaben zu machen. Mit einer gewissen trockenen Treuherzigkeit, zugleich aber mit der der Wissenschaft zustehenden Geistes- und Gewissensfreiheit wird hier an die Erscheinung gerührt, aus der das Christusbild der Kirche entstanden ist. Strauß beschreibt diesen Prozeß meisterhaft: „Als die erste Wirkung dessen, was Jesus war, werden wir den in seinen Jüngern entstandenen Glauben an seine Auferstehung erkennen, damit aber die Vorstellung von ihm in eine Temperatur versetzt finden, wo sie im üppigsten Wachstum zahlreiche unhistorische Schößlinge, einen immer wunderhafter als den andern, treiben mußte. Der gottbegeisterte Davidssohn wird zum vaterlos erzeugten Gottessohn, der Gottessohn zum fleischgewordenen Schöpferwort; der menschenfreundliche Wunderarzt wird zum Totenerwecker, zum unumschränkten Herrn über die Natur und ihre Gesetze; der weise Volkslehrer, der den Menschen ins Herz schauende Prophet wird zum Allwissenden, zu Gottes anderm Ich; der in seiner Auferstehung zu Gott Eingegangene ist auch von Gott ausgegangen, ist im Anfang bei Gott gewesen, und sein Erdendasein war nur eine kurze Episode, durch welche er sein ewiges Sein bei Gott zum Besten der Menschheit unterbrach.“

Jesus ist nicht identisch mit Gott, ebensowenig wie es die Bibel mit der Religion ist. Schon *Lessing*

sagte, daß die Religion die Bibel, nicht aber die Bibel die Religion erzeugt habe, und daß daher die Religion von einer historischen Kritik nichts zu befürchten habe. Ja, auch nicht die Begriffe kirchlich und religiös, nicht einmal christlich und religiös, dürfen völlig gleichgesetzt werden. Die Religion ist eine nicht an die Person gebundene Lebensmacht und unantastbar, aber die *Form* der Religion ist es nicht. Die ewig ungestillte Sehnsucht des Menschenherzens, der Drang über sich hinaus, der wenn auch noch so geheime und schwache Glaube an die große Verheißung aller Religion, die Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Leben hinter der Erscheinungswelt mit dem „gestirnten Himmel über uns und der sittlichen Macht“ in uns — dieser religiöse Urbesitz der Menschheit wird nicht Schaden leiden:

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein! —“

Mit Indifferenz oder der mechanischen Welterklärung wird die Menschenseele sich nie begnügen, selbst dann nicht, wenn jene gestrige Forderung erfüllt sein wird, daß die Religion eine Privatsache sei. Das metaphysische Bedürfnis läßt sich wohl bisweilen unterdrücken, nie aber völlig ertöten. Selbst Jaurès, der Sozialist, gibt zu:

„Je ne crois pas du tout que la vie naturelle et sociale suffise à l'homme."

Ist es auch bei der Unsicherheit der Quellen nicht möglich, eine historisch zuverläßige Biographie Jesu zu entwerfen, so ist es doch unbenommen, sich mit dem vorhandenen Material sein Charakterbild zu malen, es „aus allen Binden und Tüchern der Ungeschichtlichkeiten, Halbheiten und Vermittlungen" herauszuwickeln und *nicht vor Resultaten zurückzuschrecken,* die einem selbst und anderen alt überlieferte Vorstellungen zerstören. Nur die Wahrheit darf dabei der Leitstern sein, und sie war leider nicht immer das Maß der Umdeutungen, die frommer Eifer, religiöse Sentimentalität, dogmatischer Starrsinn und apologetische Verlogenheit mit dem Jesusbilde vorgenommen haben.

Es ist nicht eigentümlich, wenn die Menschen unserer Zeit, die, neben den geistigen Mächten der Vergangenheit, neue Tatsachen und Bewegungen an die Oberfläche geschleudert hat, wie die Entwicklung der Naturwissenschaften in Verbindung mit einer populären Naturphilosophie, die Philosophie des 19. Jahrhunderts (Neukantianismus, Schopenhauer, Nietzsche), in einigen Teilen des Evangeliums geradezu ein Paradoxon sehen. Im Lichte der vorliegenden Studie des Dr. Rasmussen ist der Ursprung dieses Paradoxons aufgegraben: Jesu krankhafte Natur, die sich der gesunde Mensch nie als Gesetz aufzwingen ließ noch

aufzwingen lassen wird. Wenn Jesus die seiner speziellen Natur gemäße Askese predigt, so predigt er damit Selbstpeinigung den geschlechtlich Normalen, damit sie sich die Seligkeit erkaufen mögen, nicht aber aus Gründen hygienisch-sittlicher Selbsterziehung, die ein Gegenmittel gegen geschlechtliche Ausschweifung sein sollte. Für Jesus war auch nicht wie für Buddha die Askese der Weg zur Erlösung, ja, die Erlösung selbst, auf die eine heitere, stille Gelassenheit folgt. Schon *Luther* hatte die Tendenz des Evangeliums, das Natürliche als Sünde zu werten, als *Dekadenz* empfunden. Und in unserer Zeit hat kein Geringerer als *Nietzsche,* der das Evangelium des Willens, der Kraft und der Gesundheit verkündete, bedauert, daß nicht ein Dostojewskij in der Nähe des Messias, des „interessantesten Dekadents“ gelebt habe, um „den ergreifenden Reiz einer solchen Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem“ zu empfinden.

Man bedenke doch, daß Jesu Ethik stets in Hinblick auf den vermeintlichen, nahen Weltuntergang zum Ausdruck kam, daß sie daher weltabgewandt die Abänderung sozialer Bedingnisse gar nicht berücksichtigte, daß sie glaubte, weltüberwindend sein zu dürfen, ohne welttüchtig zu sein. *Die bisherige Ordnung der Welt hat sich daher auch im Gegensatz zu Jesu Ethik entwickelt,* indem sie den Egoismus als „Recht“ organisiert und

die gute Tat stets höher als den „Glauben“ eingeschätzt hat und auf Strafe wie auf Wiedervergeltung stets mehr ausgegangen ist als auf Vergebung. Und das von Jesus geschmähte Geld hat die Menschheit als Basis ihres Kulturaustausches benutzt. Es ist allerdings richtig, daß der Weltenbau von Selbstsucht *allein,* vom Buchstaben des Rechts ebensowenig wie allein durch das Postulat der Liebe und guten Gesinnung zusammengehalten werden könnte. Die Wissenschaft hat uns heute noch keinen Schluß höherer Weisheit zu bieten als den, den Häckel in die populären Worte faßt: „Der Mensch gehört zu den sozialen Wirbeltieren und hat daher wie alle sozialen Tiere zweierlei verschiedene Pflichten, erstens gegen sich selbst und zweitens gegen die Gesellschaft, der er angehört.“ Man mag das für banausisch halten, aber es ist vorläufig unsere einzige Richtschnur — wenigstens soweit die große Organisation des Staates in Betracht kommt. Abgesehen davon, daß der besitzlose und heimatlos umherirrende Wanderprediger Jesus durch seine Bußpredigten die *elementare* Menschennatur nicht um ein Jota verändert hat, hat er — wie Strauß seinerzeit schon richtig bemerkte und wie es auch hier der dänische Schriftsteller hervorhebt — die alles umfassende, von ihm auf Gott als die Grundstimmung seines Wesens übertragene Liebe gar nicht selbst betätigt, und getreu der krankhaft entarteten Natur der Propheten

seine Familie, sein Volk und sein Land verflucht, trotzdem die Menschen und die Welt damals sicher so gut und so schlecht waren wie später und — wie heutzutage!

Wenn sich auch noch in unserer Ära, im Zeitalter der Naturwissenschaften, ab und zu die Orthodoxie auf Kosten der Kritik emporschwingt, so ist doch der größte Teil der Theologen wohl darin einig, die Entstehung des Christentums nicht als einen Wunderakt, sondern als einen Entwicklungsprozess zu begreifen.

Im Aufklärungszeitalter unternahm der Hamburger Gymnasialprofessor *Reimarus* den ersten Sturmlauf gegen die Glaubwürdigkeit und Heiligkeit der Bibel, indem er die Widersprüche der Evangelien, namentlich in bezug auf Jesu Auferstehung nachwies, Jesu seiner Göttlichkeit entkleidete, ihn als verschlagenen Diplomaten hinstellte, der das Volk zu dessen eigenem Besten täuscht. Trotz konstruierter rationalistischer Geschichtsauffassung und mangelnder Quellenforschung bedeutet Reimarus den Ausgangspunkt der Evangelienkritik und den ersten Vorstoß gegen das apologetische Dogma.

Nachdem *Lessing* durch Herausgabe der Reimarusschen Schriften unter dem Titel *„Wolfenbütteler Fragmente“* das Rad einmal ins Rollen gebracht, trat *Kant* auf den Plan und versuchte in *„Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen*

Vernunft“ (1793) das neue Testament durch kühne Allegorien zu interpretieren, wie es die Kirchenväter schon mit dem alten Testament versucht hatten. Nach Kant ist das Christentum eine Sammlung allgemeiner Vernunftwahrheiten, unabhängig von den kirchlichen Dogmen und Übungen. Christus ist weiter nichts als die Veranschaulichung des moralisch vollkommenen Menschen: alles Religiöse wurde einfach ins Moralische umgedeutet.

Ganz naiv unternahm es 1828 der Heidelberger Professor *Paulus,* als wirklich historischen Jesus einen ausgezeichneten Religionslehrer („Lehrregenten“) aufzustellen. Auch seine anderen nüchtern-rationalistischen Erklärungen brauchen heute nicht mehr weiter widerlegt werden, da man ja nun weiß, daß die Evangelien nicht wörtlich zu nehmende Geschichtsschreibung, sondern Erbauungsbücher und nur der Niederschlag des Glaubens ihrer Zeit sind. Das vierte Evangelium gilt fast allgemein als eine apologetische erbauliche Schrift aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts.

Erst das im Jahre 1835 wie ein Blitzstrahl einschlagende Buch *David Friedrich Strauß'* wandte aber die Menschen ein für allemal vom Wunderglauben ab und erschütterte das christlich-religiöse Bewußtsein derartig, daß es heute noch zu spüren ist. Strauß' Kritik der Geburts- und Auferstehungsgeschichte ist eine bewundernswerte Leistung. Die

Visionen der Jünger seien der historische Kern der Auferstehungsgeschichte, die Volksdichtung bringe die Engel hinzu und die Apologetik besorge die übrigen Züge des Wunderbaren. Mit scharfsinnigster Analyse enthüllt Strauß dann den ganzen Wunderapparat als Volkspoesie: „Der alten, namentlich orientalischen Welt war vermöge ihrer vorwiegend religiösen Richtung und ihrer geringen Kenntnis der Naturgesetze der Zusammenhang des weltlichen, endlichen Seins etwas so Loses, daß sie von jedem Punkte desselben auf das Unendliche überzuspringen, von jeder einzelnen Veränderung in der Natur- und Menschenwelt Gott als die unmittelbare Ursache zu betrachten fähig war. Von diesem Standpunkte des Bewußtseins aus ist auch die biblische Geschichte geschrieben.“ Schließlich gelangt Strauß auf Grund des Hegelschen Systems zu einem *ethischen Idealismus ohne Religion,* „indem er die Mythologie des Dogmas in eine Mythologie der Begriffe umwandelt und Gedanken und Allegorien als einen ungenügenden Ersatz für die historische Person Jesu bietet.“

Es folgt dann *Bruno Bauers* gewagtes System. In einem die Ergebnisse seiner Forschung zusammenfassenden Buch „Christus und die Cäsaren“ (1878) wird Jesus als eine erdichtete Idealgestalt aufgefaßt und die Entstehung des Christentums ohne den Anstoß durch die Persönlichkeit Jesu angenommen. Zur Lösung des Entstehungsrätsels

konstruiert Bauer dann einen „Urevangelisten“, der zur Zeit Hadrians (127—135) gelebt haben soll, und dessen schöpferisches Werk uns als das Markusevangelium entgegentrete. Der Urevangelist habe nichts weiter als eine Erlösungsphilosophie für die niederen Volkskreise beabsichtigt und Jesum als Gegenkaiser aufgestellt und zum Idealbild des von der Demokratie ersehnten Herrschers gemacht. Die anderen Evangelien seien nur Ergänzungen. In einer Polemik mit Strauß verficht dann Bauer die Ansicht, daß die messianischen Hoffnungen, deren Jesus ja einen Teil zu erfüllen glaubte, bei den Juden gar nicht vorhanden gewesen wären. Aus den sogenannten Apokryphen ist heute natürlich leicht der Gegenbeweis gegen die Bauersche Anschauung zu holen. Auch daß Bauer die Möglichkeit mündlicher Überlieferung der Evangelien (wegen ihres umfassenden Stoffes) bestreitet, ist absurd. Bauer vergewaltigt chronologische Tatsachen. Den Hauptbeweis dafür, daß Jesus gar nicht existiert habe, findet er in dem Umstande, daß Jesus in der nichtchristlichen Literatur fast gar nicht auftrete, und daß das Evangelium eine Mischung aus Judentum und griechisch-römischer Philosophie sei. Ohne hier auf eine nähere Erörterung weiter eingehen zu können, möchte ich nur anführen, daß durch die unzweifelhaft als echt dargetanen Paulinerbriefe die Existenz Jesu evident ist.

Von einer anderen Seite aus suchte *Renan* mit seinem „Leben Jesu“ (1863) des Gegenstandes Herr zu werden. Mit einer Mischung von hinreißend lyrischem Schwung und graziösem, oberflächlichem Getändel macht Renan, der ebenfalls den Galiläer als Menschen, nicht als Gott ansieht, Jesum zum Mittelpunkt einer „délicieuse pastorale“, kommt vielleicht als der erste Jesus psychologisch recht nahe, ohne jedoch den großen Vorwurf meistern zu können.

Auf *Schopenhauer* wirkten die weltabgewandten, pessimistischen Züge des Evangeliums und er erblickte in Jesu das Symbol oder die Personifikation der Verneinung des Willens zum Leben. Als Vorstufen zur Erlösung vom Lebenswillen (und damit von der Erbsünde) gelten ihm Askese und Mitleid, und wie sein Apostel *Richard Wagner* verkettete Schopenhauer vermittelst geistreicher Allegorien Christus und Buddha.

Auch *Tolstoi* predigt Umkehr des Willens (Buße) und passiven Widerstand, und berührt hiermit gewisse Seiten des Buddhismus. Aber Tolstois Ethik ist ebensowenig welttüchtig wie die Jesu, wenn er einen radikalen Liebeskommunismus, Vernichtung der Kultur und einen Anarchismus auf christlicher Grundlage den Menschen als einziges Erlösungsmittel verabreicht.

Zum Satyrspiele aber wird das Jesusproblem, wenn der Rassengedanke damit verquickt wird

und man wie *H. St. Chamberlain* („Grundlagen des 19. Jahrhunderts“) gewaltsam Jesus zum Arier oder Indogermanen machen und die Askese weginterpretieren will. Wie Renan hebt auch Chamberlain einen starken Unterschied zwischen Galiläa und Jerusalem hervor, behauptet aber dann ganz unhistorisch — aus einer Voreingenommenheit gegen das Judentum — durch ganz allgemein gehaltene Ansichten über die Zusammensetzung der Bewohner Galiläas und ohne jedes positive Material, daß die Galiläer zur Zeit Jesu größtenteils Heiden gewesen, Jesus zu ihnen gehört habe, die jüdische Rasse damals noch unvermischt gewesen und keine Mischehe geduldet habe — was übrigens gar nicht der Wahrheit entspricht.

Von dem Kulturvernichter Jesus wandte sich, *Max Stirner, Häckel* und das Schopenhauer-Wagnersche Dekadenzevangelium überspringend, *Friedrich Nietzsche* ab, dessen religiöser Nihilismus wohl zum Teil als Reaktion aus den pietistischen Jugendeinflüssen abzuleiten ist. Mit den Widersprüchen seines ins Buddhistische abgewandelten, auf das Johannesevangelium zurückgreifenden, daher ganz unhistorischen Jesusbildes findet sich Nietzsche dadurch ab, daß er den frühen Tod Jesu ins Auge faßt: „Wahrlich, zu früh starb jener Hebräer . . . aber ungereift war er noch, unreif liebt der Jüngling und unreif haßt er auch Mensch und Erde. Angebunden und schwer ist ihm noch

Gemüt und Geistesflügel. Aber im Mann ist mehr Kind als im Jünglinge und weniger Schwermut: besser versteht er sich auf Tod und Leben." Und Nietzsche schlägt eine Saite des dänischen Forschers an, wenn er meint: „Die *Furcht* vor Schmerz, selbst vor dem unendlich Kleinen im Schmerz — sie kann gar nicht anders enden als in einer Religion der Liebe . . ."

Häckel sieht im edlen Schwärmer und Propheten Jesus doch den tief unter der klassischen Kultur seiner Zeitbildung stehenden Bauern, der von dem hohen Stande der Welterkenntnis, zu dem sich griechische Philosophie und Naturerkenntnis schon ein halbes Jahrtausend erhoben hatten, keine Ahnung hatte.

Friedrich Naumann ist von seinem christlich-sozialen Christus zu dem kulturlosen, orientalischen Wanderprediger bekehrt worden, dessen Askese er allerdings ebenso wie seine Lösung der sozialen Frage verwirft, trotzdem er fanatisch meint: „Hinter Jesus gibt es keine neue Religion wieder, sondern nur religiösen Verfall . . . Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!"

Die buddhistischen Gedanken in starker christlicher Umbildung sammeln die *Theosophen.* Im Lager dieser Mischreligion aller Religionen kann man nur zu deutlich beobachten, wie sich die Menschen *gewaltsam* ihre Religion *schaffen,* indem

sie nur einem uralten Bedürfnis des Menschenherzens nach Geheimnisdienst und Ekstasen, nach Geheimsprachen und Symbolen fröhnen. Die *Egydische Bewegung* führt das Straußsche Jesusbild im Wappen, und auch die *freireligiösen Gemeinschaften* propagieren die Gedanken von Strauß und Renan, die durch tausend Kanäle gesickert sind. Die Straußsche Kritik hat über die Bauers gesiegt.

Einen von beiden Forschern ganz unabhängigen Standpunkt hat sich *Pfarrer A. Kalthoff* in Bremen gewählt. Dieser geistreiche Kopf sucht in einer 1902 erschienenen Schrift das Urchristentumrätsel durch Aufstellung einer Sozialtheologie zu lösen, wobei er die Prinzipien der materialistischen Geschichtsforschung in ihrer extremsten Form anwendet, die große Persönlichkeit beiseite schiebt, und in allem die Masseninstinkte und Massenorganisationen auf den Schild erhebt. Jesu verinnerlichtes Evangelium, soweit es vom Judentum und den orientalisch-griechischen Mischreligionen nicht durchsäuert ist, steht aber gerade im Gegensatz zu demjenigen Christentum, das mit Paulus begann — und dogmatisch-kirchlich das Massenprinzip einführte. Ebensowenig wie die dogmatische Inspirationslehre wird die ökonomische Geschichtstheorie den Weg verbarrikadieren, den Strauß mit der literarischen Untersuchung der Quellen angebahnt hat. Die Straußsche Methode leidet nur bisweilen darunter,

daß nicht immer rücksichtslos die *Konsequenzen* aus der historisch-philologischen Arbeit zu ziehen gewagt werden.

Die freieren Richtungen der Theologie haben sich natürlich vom Glauben an Teufel und Dämonen freigemacht und erkennen willig an, daß Jesus hier in der Weltanschauung seiner Zeit befangen war. Und alle Wunder, die sich nicht mit Hilfe der Naturwissenschaften erklären lassen, finden ebenfalls keinen Boden mehr. Selbst die Wiederkunfttheorie hat der Einsicht Platz machen müssen, daß sie auf der von Jesu prophezeiten, aber nicht eingetroffenen Weltkatastrophe beruhte, die Jesus im Verein mit seinen Volksgenossen als nahe bevorstehend ansah. Trotz kirchlicher Parteimänner und der offiziellen Kirche gibt es heute keinen nennenswerten Gelehrten, dem das Neue Testament oder gar die Bibel „schlechthin Gottes Wort“ ist und der nicht nach grammatisch-historischer Methode und nach der eigenen Intuition arbeitet. Der Unterschied liegt nur in der größeren oder kleineren Abneigung gegen Resultate. Auf der ganzen Linie herrscht jedenfalls die prinzipielle Anerkennung freier Kritik in der Behandlung der Evangelien nach dem Muster jeder anderen geschichtlichen Forschung. Selbst eine Autorität der Orthodoxie, Professor Th. Zahn in Erlangen, scheut sich nicht, das Matthäusevangelium als eine geschichtliche Apologie des Nazareners zu bezeichnen

und bei Matthäus ein freies Schalten mit einem gewaltigen Stoff zu konstatieren, „dessen Gestaltung von der ersten bis zur letzten Zeile von den theologischen Gedanken und von dem apologetischen Zweck des Verfassers bestimmt ist".

Der kurze historische Rückblick hat gezeigt, daß die bisherigen Lösungen des Jesusrätsels auf Konstruktionen, Umdeutungen, Allegorien beruhen, trotzdem unser geschärfter historischer Sinn die Religion vor Euthanasie durch Allegorisierung bewahren wird. Allen diesen Künsteleien, Geschraubtheiten, peinlichen, notdürftigen Abfindungen scheint mir der dänische Schriftsteller aus dem Wege gegangen zu sein durch das psychiatrische Moment, mit dem er die Leben-Jesu-Forschung bereichert hat. Im Gegensatz zu Strauß ist Rasmussen mehr aufbauend-positiv an seine Aufgabe herangetreten. Zum ersten Male werden hier Jesu Affekte energisch geprüft, und ihre Berechtigung wird nur bedingterweise zugegeben. Trotz allem wußte auch Strauß mit Jesu Größensucht noch nichts Rechtes anzufangen. Er sagt: *Mit* Überzeugung sei Jesus ein Schwärmer gewesen, *ohne* Überzeugung ein Prahler und Betrüger. Aber selbst wenn wir ihn als Schwärmer nehmen, so „sehen wir eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt". Und zuletzt, als Strauß die Reli-

gion nur mehr als „idiotisches Bewußtsein“ gelten ließ, wandte er sich von Jesus als von einem hoffärtigen Schwärmer ab. Auch Strauß bezweifelte die Heiligkeit von Jesu Zorn, dessen Motive nun Rasmussen so fein entwirrt hat. Und auch Renan war das über alles Menschliche hinauswachsende, apokalyptisch-messianische Selbstbewußtsein des Thaumaturgen sehr peinlich.

Daß Jesus einen Fortschritt über die jüdische Ethik bedeutet, wer will’s leugnen! Er hat das starre Sittengesetz durch die gute Gesinnung, die reinen Dinge durch das reine Herz, das Opfer durch Gebet abgelöst. Er hat den heidnisch-jüdischen Priesterbegriff, sowie jede äußere Vermittlung der Gnade Gottes verworfen. Er hat die Verquickung von Dingen mit der Religion verpönt und würde sich, nachdem er dem Polytheismus, wo noch das Göttliche an dem Naturhaften klebte — den Todesstoß versetzt hat, wundern, daß der Katholizismus antiker Mysterienreligion mit christlichen Emblemen huldigt. Durch die völlige Verinnerlichung des Sittlichen, in dem das Göttliche seine Sphäre hat, hat er es vertieft. Ja, er war ein hervorragender Reformator. Aber als Prophet war er nur einer unter vielen und als Mensch *kein* absolutes Vorbild.

Die Zerstörung des Christentums — das ist eine Frage, die sich nur von der Weltgeschichte, nicht von der Parteileidenschaft beantworten läßt. Aber mit der Möglichkeit hat man jedenfalls zu

rechnen. Denn es ist gar nicht ausgemacht, daß die vollere oder vollste Gottesoffenbarung dem Christentum vorbehalten ist. Das Evangelium hat sogar sehr viele, ganz auffallende Züge mit dem Buddhismus gemein, dessen Erlösungslehre ja viel älter als die christliche ist. Wie der Buddhismus weiß auch das Urchristentum nichts von der lichteren Seite der Welt, von hohen und reinen Freuden *im Diesseits.* Im Gegensatz z. B. zu *Roseggers* gottfreudigem, menscheninnigem, weltfrohem Christus sagt Nietzsche, Jesus habe nie gelacht. Darin liegt etwas Wahres! Natürlich finden sich auch Unterschiede zwischen den beiden Offenbarungsreligionen. Aber es ist nicht leicht, aus den Unterschieden den Vorzug zu folgern. Nach Buddha ist die Welt = Natur, nach Jesus = Mensch; nach Buddha ist das Hindernis der Seligkeit = das Leid, nach Jesus = Sünde und Schuld. Kein Leiden zu bereiten, ist das zentrale Dogma der buddhistischen Ethik, die Feinde zu lieben, das der christlichen. Buddhismus und Christentum haben also ein Ideal der Weltüberwindung. Selbst große Geister werteten es verschieden. Verdient der Glaube an einen persönlichen Gott den Vorzug vor dem Pantheismus Buddhas?* Und stempelt die

---

* *Karl Hase* (weiland zu Jena) der größte Kirchenhistoriker und einer der glänzendsten Theologen des vorigen Jahrhunderts, der übrigens ebenfalls die Geburts- und Kindheitsgeschichte bei Matthäus und Lukas als heilige Sage behandelt, die Heilswunder (ähnlich wie der Däne)

Ekstase den Buddhismus wirklich zu einer niederen Religion? Hat nicht auch der Nazarener die Ekstase gekannt, bisweilen sogar als Höhepunkt des religiösen Erlebnisses? Und vielleicht ist das verzückte Untergehen in der Gottheit im Rausche der Ekstase einzig und allein wahrhaft erlebte Frömmigkeit? Vielleicht ist das herzlich vertrauende Gespräch mit Gott nichts weiter als leichtes, vages Gottvertrauen ohne Tiefe und Glut des Glaubens? Für *Schiller wie für Goethe,* die die Frage nach dem *Sinne des Lebens* nicht bis zur Frage nach der ewigen Seligkeit anschwellen ließen, ist das Christentum keineswegs die einzig wahre, die allein beseligende Religion, sondern nur eine Religion unter vielen gewesen.

Das Messiasproblem wartet noch auf seinen klassischen Dichter. Vielleicht vermag ihm die Studie aus dem skandinavischen Norden die Unterlage seiner Tragödie zu liefern.

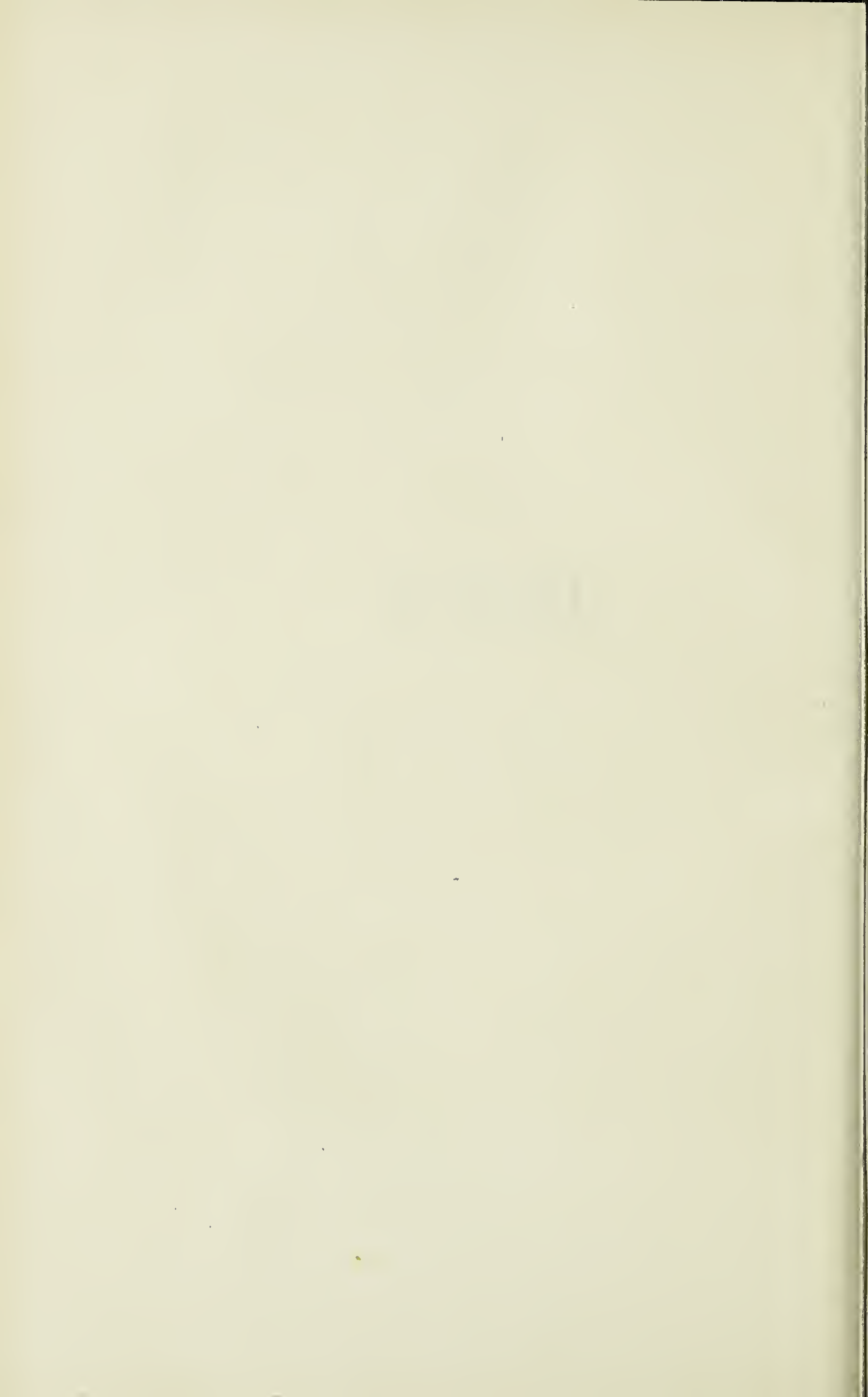
Kopenhagen, im Mai 1905.

Arthur Rothenburg.

auf tatsächliche Vorgänge zurückführt und die Auferstehung nur als bloße Vision oder Scheintod gelten läßt, meint zwar, daß der alte historische Christus sich nicht wie der olympische Zeus in einen Mythus auflösen wird, spricht aber die vielsagenden Worte aus: „Und so glaubt der Mensch an eine unendliche Liebe über ihm, ob er wohl keine andere Bürgschaft dafür hat als die Liebe in seiner eigenen Brust und einige freundliche Zeichen in der Natur, die er deutet nach seiner Sehnsucht.“



JESUS



DER SOHN DES MENSCHEN.

Entweder war Jesus der, für den er sich ausgab, oder auch, er war der größte Betrüger, der jemals gelebt hat.

Erinnert ihr euch, ihr Pfarrer rings im ganzen Lande, welche geheime Wonne ihr empfandet, als ihr zum ersten Male den Professor der Theologie dieses homöopathische Mittel für zapplige Gedanken verabreichen hörtet? Als junger Student der Theologie habe auch ich diese Befriedigung geteilt. Jener neumodische Beweis für die Wahrheit des Christentums war während einer Reihe von Jahren mein Rettungsanker, und ich habe mit diesem bequemen Hausmittel mehr als einem geholfen.

Wie manches Gewissen liegt nicht an einer so einfachen Redensart verankert, vor der das Denken Halt macht, um die es niemals herumkommt, in die es nie ein Loch bohrt?

Doch wird dieser und jener mit den Jahren älter. Es kommen Nächte, wo man wiederkäut, Tage, wo man Erfahrungen macht. Manch einem der Kollegen, die jetzt schweigen, erging es so, — so erging es mir. Ich sah, daß es Menschen gab, die sich aus tiefster, heiligster Überzeugung für

göttlich erklärten. Für diesen Glauben, nein, für diese Gewißheit, litten sie, sie ließen sich tot dafür schlagen. Ich sah, wie sie alle — einige Hunderte, andere Tausende, wieder andere Millionen, ja hundert, tausend Millionen fanden, die an sie glaubten. Für diesen Glauben litten sie, für diesen Glauben ließen sie sich, wenn nötig, totschlagen.

Aber dann war ja der Satz falsch. Jenes Entweder—Oder, jener sonnenklare Beweis wurde zu Nichts, weil es eine *dritte* Möglichkeit gab: man konnte sich ehrlich und überzeugt für ein himmlisches Wesen ausgeben — und es doch nicht sein.

Da wurde mir das Hausmittel ein Gift. Es wurde mir eine jesuitische Mausefalle, eine Verführung rite et stricte, eine geistige Notzucht. Sie lähmte das Opfer durch jenes „der größte Betrüger". Wir fühlen uns dem Ersticken nahe und unser Verstand krampft sich zusammen, wenn wir Jesus als einen Betrüger betrachten sollen, geschweige denn als den größten Betrüger. Da haben wir die Finesse! Über die Anschauung, daß Religionsstifter und Priester Idioten, Schurken oder Betrüger seien, sind wir ja doch hinaus. Also: Klip—klap! Die Falle schnappt zu! Jesus ist „also" „der, für den er sich ausgab!"

Derjenige, der sich aus der ersten Finesse rettet, schärft seine Sinne insofern, als er aufmerksam wird. „Jesus ist der, für den er sich ausgab."

Gut! Aber wofür gab er sich denn aus? Nun wimmeln die Fragen hervor. Die Evangelisten sagen, er sei der Messias gewesen. Er selbst nennt sich „der Sohn des Menschen“. Ist das dieselbe Person? Kann er beides sein? Ist der Messias oder „der Menschensohn“ ein Gott? Kann Jesus Gott sein, wenn er der Messias ist? Kann er der Messias sein, wenn er Gott ist? Wenn Jesus sich Gottes Sohn nennt, verbindet er dann mit diesem Worte dieselbe Vorstellung wie wir? Haben die Apostel, hat Paulus Jesus für Gott angesehen? Hat er sich selbst für Gott angesehen?

Alle diese Fragen wirft der Enttäuschte in dem Augenblicke auf, wo er sich im Jesuitismus verwickelt sieht. Vielleicht ist sein Mißtrauen nun allzu rege. Doch lieber eine Untersuchung zu viel als eine zu wenig. Es verlohnt sich, so lange man jung ist, sich über die Frage klar zu werden: Was dünkt dich um Jesus?

Aber zuerst müssen wir notwendigerweise eine andere Frage stellen: Was denkt Jesus über sich selbst?

Die Untersuchung hat ihre Schwierigkeiten. Alle Worte Jesu haben wir gesammelt in den vier Evangelien — darüber hinaus wissen wir so gut wie nichts. Diese Evangelien stimmen nicht überein. Ganz abweichend von den anderen drei ist das

Johannesevangelium, wo alle Worte Jesu einen vollkommen fremden unwahrscheinlichen Klang haben, der des Verfassers eigner ist. Es ist frühestens 70 Jahre nach den Begebenheiten geschrieben, die es schildert. Und wie kann ich ohne Bibliotheken, nur auf dem Wege der Tradition, zuverlässig erzählen, was sich z. B. 1835 ereignete? Die ganze neuere wissenschaftliche Forschung weist es denn auch als historische Quelle ab, und ich stelle es außerhalb der Betrachtung, da sich nichts darauf bauen läßt.

Übrig bleiben die drei sogenannten synoptischen Evangelien. Die sind innerlich auch über Verschiedenes uneinig, oft an entscheidenden Punkten, wie wir bald sehen werden. Gegenüber allem, was wir auf sie aufbauen, müssen wir einen gewissen Vorbehalt nehmen. Sie haben alle eine bestimmte Tendenz: Sie wollen beweisen, daß Jesus der Sohn Davids ist, der Messias, Gottes Sohn. Aber was die Evangelisten meinen, ist doch eins, und was Jesus meint, ist etwas anderes. Eine Uneinigkeit läßt sich immer denken. Allerdings mag sie in so einem Falle schwer zu finden sein. Denn allzu sehr in die Augen fallende Widersprüche läßt ein Schriftsteller wohl nicht stehen.

Und doch! Und doch ist das der Fall. Die Evangelisten haben sich wie ein Maler benommen, der ein Bild durch Übermalen restauriert. Und gehen auch tausend Jahre darüber hin, so findet

der Kunsthistoriker doch heraus, daß das Bild übermalt ist. Und der Restaurator hat Mittel, das beschädigte, aber ursprüngliche Bild wieder hervorzubringen. Dieselben Mittel haben wir in Händen, wenn wir einem Texte gegenüberstehen. Die Evangelisten haben sich zu Jesu *Kritikern* aufgeschwungen. Sie haben verheimlicht und übermalt. Wir kritisieren nicht Jesus, sondern *die Kritiker,* weil wir uns nur für das möglicherweise beschädigte, aber jedenfalls ursprüngliche Bild von Jesus interessieren. Nur dieses, nicht seine dogmatische Restaurierung, hat für uns Wert.

Hier kommt das Zutrauen der Evangelisten und die damit folgende Naivität uns zu gute. Sie haben wie ein Ankläger gesprochen, dessen ganze Replik ein Beweis für die Unschuld des Angeklagten ist.

Die Evangelisten lassen Jesus sich Gottes Sohn nennen — ich zweifle nicht daran, daß sie recht haben.

Aber bereits hier liegt eine große Schwierigkeit. Für das griechische und römische Bewußtsein ging Menschliches und Göttliches ineinander über. Die römischen Kaiser wurden nach ihrem Tode zu Göttern. Der Kaisergünstling Antinous fuhr nach seinem Tode gen Himmel. Auf griechischem und römischem Grunde geschah es sowohl

Paulus als auch Barnabas, für Götter gehalten zu werden. So etwas war undenkbar innerhalb des Judentums. Man konnte gen Himmel fahren wie Enoch oder Elias, aber man wurde dadurch nicht göttlich. Göttlich sein war für das Judentum gleichbedeutend mit Jahve (Jehova) sein; er aber war nur er selbst allein und konnte ohne Blasphemie nicht mit irgend einer anderen Gestalt vermischt werden. So war der erwartete „Messias" ein rein menschliches Wesen.

Auch ein Göttersohn war für die Griechen eine alltägliche Vorstellung. Schon Platos Neffe weiß zu erzählen, daß sein Onkel ein Sohn des Apollo sei. Für die Griechen bedeutete das Wort: physischer Sohn eines Gottes.

Wenn die entsprechenden Worte aus dem Hebräischen oder Aramäischen ins Griechische übersetzt wurden, nahmen sie natürlich griechische Bedeutung an. Aber für das jüdische Bewußtsein hatten sie einen ganz anderen Sinn. Die semitischen Sprachen brauchen nämlich die Worte Sohn und Vater in weit loserer Bedeutung, als es die Worte im Griechischen und — im Dänischen* erlauben. „Der Sohn des Menschen" wird in den späteren Schriften mit einem halb aramäischen, halb griechischen Wort: bar nefēlē, der Wolke Sohn genannt. Ein jüdischer Messias, der im zweiten

* Natürlich auch im Deutschen. (Anmerkung des Übersetzers.)

Jahrhundert auftritt, wird Bar Kochba, des Sternes Sohn genannt. Der marokkanische Kronprätendent, der vor einigen Jahren den Aufruhr in Marokko erregte, wird bu hamara, des Esels Vater genannt. In all diesen Fällen ist ein physisches Sohnesverhältnis ja unmöglich. Man könnte es übersetzen durch: „der mit der Wolke", „der mit dem Sterne", „der mit dem Esel" — eine andere Bedeutung haben die Ausdrücke doch nicht.

Größere Tragweite hat es, wenn ein jüdischer Dichter (Psalm II, 7) Jahve (Gott) zu einem jüdischen Könige sagen läßt: „Du bist mein Sohn, heute hab Ich dich gezeuget." Obgleich da steht „hab Ich gezeuget", faßten spätere Zeiten und wohl auch Jesus diesen Psalm als eine Weissagung auf. Neuere Forscher — auch unser Professor Buhl* — haben eine solche Annahme aufgegeben. Der König wird Gottes Sohn genannt, weil er Gottes „Gesalbter" ist. Gottes Geist wohnt in ihm, wie er z. B. in den Propheten wohnt. Friedrich Delitzsch meint, von babylonischen Analogien ausgehend, daß das Wort hier Adoptivsohn bedeute. Wir sehen denn auch innerhalb des neuen Testamentes, daß Adam „Gottes Sohn" genannt

---

* Frants Buhl ist Professor der semitischen Sprachen an der Universität Kopenhagen. War ursprünglich Professor der alttestamentl. Theologie, gab aber diese Stellung auf zugunsten eines ähnlichen Postens in Leipzig, wo er einige Jahre in dem früher von Delitzsch bekleideten Posten wirkte.

wird (Luk. III, 38). Aber ist Adam Gottes Sohn, ist ein König, dessen Namen wir nicht einmal kennen, Gottes Sohn, — was ist da Grosses dabei, daß Jesus Gottes Sohn ist. Keineswegs liegt darin ein Beweis, daß er göttlich sei, einen Teil der Gottheit ausmache. Daß Gott einen Sohn im physischen Sinne haben sollte, mit dem er seine Macht teilte, war für das Judentum des alten Testaments sowohl wie für Jesus ein blasphemischer Gedanke. Er findet sich denn auch nicht im ganzen, streng monotheistischen alten Testament.

Das Verhältnis, das von Jesus als ein Sohnesverhältnis bezeichnet wird, betrachtet er keineswegs als etwas ihm einzig und allein Zukommendes. Sagt er zu den Aposteln (Matth. XXIII, 9) nicht ausdrücklich: „Und sollt niemand Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ Hier verlautet kein Wort davon, daß Gott auf irgendeine andere Weise Vater der Apostel sei, als er Jesu Vater ist. Er lehrt sie denn auch beten: „Vater unser“. Was Jesus selbst unter Kind Gottes zu sein versteht, können wir unmittelbar einer Stelle wie Luk. XX, 36 entnehmen, wo es heißt, daß diejenigen, die der Auferstehung für würdig erachtet werden, sind „Gottes Kinder, *dieweil sie sind* Kinder der Auferstehung“. Also: derjenige, der aufersteht oder auferstehen wird, ist Gottes Kind. Gleichwie der irdische Vater Erzeuger des irdischen Körpers ist, so ist Gott der

Vater des neu auferstandenen Körpers, der engelgleich ist, der nicht mehr sterben kann.

Dieser an und für sich klare Gedanke, der Jesus bloß zu dem ersten unter anderen Gleichgestellten macht, „zum Erstgeborenen von vielen Brüdern“, wird von dem ersteren ergänzt. Jesus ist Gottes Sohn, weil er Gottes Geist hat. Er sieht ihn nach der Taufe „gleich als eine Taube herabfahren und über ihn kommen“. Aber auch darin lag kein Vorzug für ihn allein. Auch von den Propheten glaubte man, daß sie Gottes Geist hätten, und über die Apostel soll der Geist kommen, wenn sie seine Erleuchtung nötig hätten (Luk. XII, 12).

Man wird in den drei historischen Evangelien vergebens nach einer Stelle suchen, wo Jesus sich selbst für Gott erklärt hätte. Beständig stellt er sich in ein entschiedenes Abhängigkeitsverhältnis zu ihm, betrachtet sich nur als den Ersten unter Ebenbürtigen, weiß nichts von einer Existenz von Ewigkeit her. Er hat seine Macht nicht von sich, sondern weil sie ihm Gott gegeben hat. Beständig stellt er sich zu Gott in Gegensatz, als einer, der von Gott *gesandt* ist. Er soll wiederkommen „im Namen des Herrn“ (Matth. XXIII, 39), nicht in seinem eigenen Namen. Vielsagend ist die Stelle Matth. XII, 32: „Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt.“ So

groß ist der Abstand zwischen Jesus (dem Sohn des Menschen) und dem heiligen Geist. Der eine ist menschlich, der andere göttlich. Deutlicher kann der Gegensatz doch nicht ausgedrückt werden.

Endlich muß sich Blindheit mit bösem Willen paaren, um nicht eine Lehre zu ziehen aus Jesu Worten Marc. X, 18. Der reiche Jüngling nennt Jesus „guter Meister“, und Jesus weist ihn mit den Worten zurecht: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.“ Wenn die Evangelisten ein solches Wort haben stehen lassen können, da kommt einem die bestimmte Vermutung, daß auch sie nicht den Titel „Gottes Sohn“ für gleichbedeutend mit Gott zu sein angesehen haben. Daß Jesus, der jene angeführten Worte gesprochen hat, sich nicht für Gott gehalten hat, für vollkommen oder für existierend von Ewigkeit her, läßt sich nicht bestreiten.

Wenn Jesus sich nicht für Gott hält, dann nützt es selbstverständlich nichts, klüger als er zu sein und seine Göttlichkeit durch Hinweis auf seine übernatürliche Empfängnis, seine Auferstehung und Himmelfahrt oder seine Mirakel zu beweisen. Oder will man Jesus Lügen strafen? Glaubt man, daß er nicht den Wert dieser Umstände zu würdigen gewußt hat?

Aber selbst von einer solchen Erwägung abgesehen, wird es sich leicht erkennen lassen, daß in den uns überlieferten Berichten gar keine Beweiskraft liegt.

Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, daß die Berichte über Jesu Geburt ein Wirrwarr unlösbarer Widersprüche sind. Nur einige wenige Tatsachen haben in diesem Zusammenhang für uns Bedeutung.

Das älteste Evangelium, das Ev. Marci, weiß gar nichts von der Geburtsgeschichte. Dasselbe muß von den Männern gelten, die ursprünglich die sich nun bei Lukas und Matthäus findenden Stammtafeln Jesu gebracht haben. Sie führen nämlich beide Jesu Stammbaum *über Joseph* zu David hinauf — ohne übrigens übereinzustimmen. Sie halten also deutlich genug Jesu für einen Sohn Josephs. Eine kürzlich gefundene syrische Übersetzung bringt denn auch folgenden Abschluß des Geschlechtsregisters bei Matthäus: „Joseph, mit dem Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus, der Messias genannt wird.“ Hier haben wir die ursprüngliche Wahrheit, die das Bedürfnis einer späteren Gemeinde nicht befriedigt hat. Doch meint noch Paulus, daß Jesus der Sohn Josephs ist. Er nennt ihn nämlich (Röm. I, 3) „Davids Sohn nach dem Fleisch“, was er ja auch sein würde, wenn die Stammtafeln echt wären. Die eine *muß* indessen — infolge der Nichtübereinstimmung — falsch

sein. Sie sind es beide, da Jesus leugnet, daß er Davids Sohn sei.

Auf demselben Standpunkt wie Paulus hat auch Johannes der Täufer gestanden. Er weiß nichts von Jesu mirakulöser Geburt. Hätte er sie gekannt, so hätte er nicht zu Jesus senden und ihn fragen brauchen, ob er der wäre, „der da kommen soll". Seine Mutter hätte ihn ja mit den wunderbaren Berichten erfüllen müssen, die allen Zweifel ersticken mußten. All die Mirakel und wunderbaren Dinge, die Jesu Geburt begleitet haben sollen, die Hirten vom Felde und Weise von Osten herbeiriefen, konnten doch auch seinen städtischen Heimatsgenossen nicht verborgen bleiben. Wie ist es da möglich, daß diese, als er das erste Mal auftritt, sich selbst fragen: „ist der da nicht Josephs Sohn?" Schlimmer ist es jedoch, daß seine Mutter nichts von seiner hohen Bestimmung weiß, die ihr doch Gabriel verkündet hatte. Wir sehen nämlich, daß, als Jesus aufzutreten beginnt, sie ihn für verrückt hält und ihn nebst ihren anderen Kindern aufsucht, um ihn mit nach Hause zu nehmen (Marc. III). Entscheidend ist es endlich, daß Jesus selbst so unwissend wie irgendwer ist. Er erwähnt absolut nie seine übernatürliche Geburt, selbst wo reichlich Anlaß dazu ist. Als Johannes Boten zu ihm entsendet, verweist er auf sein Predigen und sein Gesundmachen, aber von seinem himmlischen Ursprung spricht er kein Wort. Später,

als die Hohenpriester und die Ältesten fragen, „aus was für Macht“ Jesus im Tempel auftrete, verweist er auf die Taufe Johannes, nicht auf seine Geburt.

Aus all diesem geht hervor, daß die Berichte über Jesu Geburt reine Sagen einer späteren Zeit sind. Wir finden ganz entsprechende Sagen über Muhammeds Geburt und, was merkwürdiger ist, auch über Buddhas — also viele hundert Jahre *vor* Jesus. Daß die Jesussagen Nachahmungen der Buddhasagen sein sollen, wie man es hat behaupten wollen, ist wohl möglich. Eher jedoch sind es besondere Umstände, die diese Sagenbildung hervorgezwungen haben. Man wollte nach der Prophezeiung, die man im zweiten Psalme fand, Jesus zu einem Gottessohn im griechischen Sinne machen, und man wollte eine Erfüllung der Messiasprophezeiung haben, die man in Jes. VII, 14 zu finden meinte, wo das junge Weib schwanger werden und einen Sohn gebären soll. Für „das junge Weib“ las man in der griechischen Übersetzung „die Jungfrau“, und so hatte man der Phantasie den hinreichenden Ausgangspunkt gewonnen. — Aber selbst, wenn die Berichte nicht Sage wären, und selbst, wenn Jesus sie gekannt und anerkannt hätte, würden sie in nichts bewiesen haben, daß er Gott war von Ewigkeit an, daß er existierte, ehe seine Mutter geboren war.

Daß die Auferstehung auch nicht einmal nach der Meinung der Evangelisten etwas für die Göttlichkeit Jesu beweist, kann man unmittelbar aus ihren Berichten herauslesen. Matthäus berichtet ja folgendes (XXVII, 52); „Und die Gräber taten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen. Und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung, und kamen in die heilige Stadt, und erschienen vielen.“ Hier kommt man doch nicht an folgendem Schluß vorbei: Falls der Bericht richtig ist, dann ist die Auferstehung nichts besonders Göttliches, sondern gemeinsam für viele gerechte Menschen. Ist die Erzählung von der Auferstehung der Heiligen eine Sage, dann ist der Rest der Erzählung — von Jesu Auferstehung — ebenfalls unzuverlässig.

Wahrscheinlich liegt da etwas Faktisches hinter den Auferstehungsberichten. Die männlichen und weiblichen Jünger haben Halluzinationen gehabt, in welchen sie Engel oder den Herrn leibhaftig vor sich sahen, nach Pauli Bericht, der der älteste ist, möglicherweise erst in Galiläa.

Aber selbst ohne diese Grundlage mußte der Gedanke an Jesu Auferstehung ganz naturnotwendig aus diesem Erdboden aufschießen. Gemäß den Evangelien hatte er ja seine Auferstehung vorausgesagt und sie bei seiner gewöhnlichen Abhängigkeit von Schrift und Vorbildern in Verbindung mit Jonas gesetzt. Hiervon stammt wohl der Zug,

daß er drei Tage und Nächte im Grabe liegen sollte, was ja allerdings dann nicht paßt, da er dort nur 1½ Tag und Nacht liegt. Wir können innerhalb der Evangelien selbst spüren, wie die Erzählung allmählich mit mehr und mehr merkwürdigen Zügen ausgestattet wird, die in dem ältesten Bericht fehlen.

In diesem Zusammenhange ist jedoch die Hauptsache, daß die Auferstehung, *selbst wenn* sie wirklich stattgefunden hat, in nichts Jesu Göttlichkeit beweisen würde, weder für ihn selbst noch für andere.

Mit der Himmelfahrt verhält es sich nicht anders.

Selbst wenn Jesus — wie ich vorläufig annehme — das Bewußtsein hatte, daß er gen Himmel fahren und dort seine neue Sendung abwarten sollte, so führt das ja bei weitem nicht das Gottheitsbewußtsein mit sich. Nach dem Volksglauben waren vor ihm sowohl Enoch als auch Elias gen Himmel gefahren. Niemand folgerte aus diesem Grunde die Annahme, daß sie Teile der Gottheit seien. Maleachi hatte prophezeit, daß Elias vor der Messiaszeit wiederkommen sollte, und Jesus hatte gemäß den Evangelien den Glauben, daß Elias in Johannes des Täufers Gestalt wiedergekommen *wäre* (Matth. XI, 14).

Daß da Jesus, der sich ja für größer als Elias hielt, meinen konnte, daß auch er gen Himmel fahren und nach Daniels Prophezeiungen in den Wolken wiederkehren sollte, kann uns nicht wundern. Aber dann kann es uns ebensowenig wundern, daß eine Sage von Jesu Himmelfahrt entstehen mußte. Was notwendigerweise im Glauben der Gemeinde lag, mußte sich bald in einer handgreiflichen Erzählung niederschlagen.

Aber ein Beweis für die Göttlichkeit Jesu oder seine Annahme der Göttlichkeit war auch die Himmelfahrt nicht, wenn sie auch durch gleichzeitige Photographien bezeugt wäre.

Sie bewiese nur, daß er ein Prophet war, wie ihn das Volk auch nannte, und wie er sich mehrere Male selbst nennt (siehe namentlich Luk. XIII, 33).

Aber nun die Mirakel doch?

Wir haben innerhalb des neuen Testaments ein Wort von Petrus, das, mag es nun echt sein oder nicht, aus einer frühen Zeit die Auffassung von Jesu Wundern widerspiegelt. Es lautet folgendermaßen (Ap. X, 38): „Ihr wißt selbst wie Gott denselbigen Jesum von Nazareth gesalbet hat mit dem heiligen Geiste und Kraft; der umhergezogen ist, und hat wohlgetan, und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältiget waren; denn Gott war

mit ihm.“ Man beachte hier nicht bloß, daß Jesus nicht als ein Gott dargestellt wird, sondern als jemand, mit dem Gott sei, und dem er die Kraft des Geistes verleihe, aber zugleich auch, daß Petrus *nur* die Heilung Dämonbesessener erwähnt, aber nichts von den weit größeren Wundern weiß: Die Speisung vieler Tausender, das Wandeln auf dem Meer, die Auferweckung von den Toten usw. Das führt uns dazu, eine Ausscheidung dieser Naturwunder vorzunehmen. Jesus ist obendrein nicht der einzige, von dem solche Wundertaten erzählt werden. Ihre Zahl ist Legion. Es wird z. B. von Empedokles, der 500 Jahre vor Jesus lebte, erzählt, daß er den Sturm stillen und Tote auferwecken konnte. Wer bezweifelt, daß so was Legende ist? Oder wenn von Franz von Paula erzählt wird, daß er auf seinem ausgebreiteten Mantel über die Meerenge von Messina fuhr und tausend Mann mit einem Brote und einer Flasche Wein speiste? Was uns veranlaßt, solche Wunder, weil sie unhistorisch sind, abzuweisen, ist nicht bloß ihre Unwahrscheinlichkeit, sondern der Umstand, daß Jesus selbst die Zeichen, die er tut, nicht als etwas Außerordentliches betrachtet. Als die Pharisäer ein unwiderlegbares Zeichen vom Himmel verlangen, wird er betrübt, weil er fühlt, daß er es ihnen nicht geben kann. Und er spricht die entscheidenden Worte, daß diesem Geschlechte keine anderen Zeichenbeweise gegeben werden sollen, denn das

Zeichen des Propheten Jonas: die Auferstehung von den Toten. Also meint er nicht, daß er vor seiner Auferstehung etwas mit seinen Mirakeln bewiesen habe. Man könnte hinzufügen, daß Jesus auch diese Wunder nicht vor den Jüngern Johannes' erwähnt, die zu ihm mit der Frage kommen, ob er „der sei, der da kommen soll".

Die gesamte Tradition sagt dagegen, daß er Teufelsbesessene geheilt hat. Wir leugnen nicht, daß das richtig ist. Eigentümlich für den Besessenen ist, daß er im Nu krank wird und im Nu geheilt werden kann. Das Altertum hat diese Plötzlichkeit nicht besser erklären können, als durch die malerische Beschreibung von Geistern, die aus- und einfahren. In unseren Tagen kennt man die Krankheit sehr gut; nur nennt man sie Hysterie. Sie wirft auch ihre Opfer in Feuer und Wasser; sie haust in ihnen, so daß sie schäumen, macht sie lahm, blind, stumm, taub usw. Aber der ganze Zustand kann sich in einem Nu verwandeln. „Eine heftige Aufregung, ein kräftiger Befehl vermag die schwersten Lähmungssymptome plötzlich zum Schwinden zu bringen. — Kranke, die monate- und jahrelang erbrochen, fast nichts gegessen, hülflos im Bette gelegen, können durch ein einziges Wort, einen plötzlichen Einfall in ihrem ganzen Verhalten vollständig umgewandelt werden" (Kräpelin, Psychiatrie II, p. 504). Auch der einzelne epileptische Anfall kann in

gewissen Fällen durch ein kräftiges Anreden abgewehrt werden (Féré: Les épilepsies et les épileptiques, p. 493 ff.). Das Geheimnis ist in der Regel *der Glaube* des Kranken an den Arzt. Deshalb hebt auch Jesus als Bedingung für das Verrichten seiner Wunder beständig den Glauben hervor. Er konnte keine Mirakel an Ungläubigen tun (Marc. VI, 5). Das Oxyrynchusfragment, das 1897 gefunden wurde, bringt folgendes interessante Jesuswort: „Ein Prophet wird nicht anerkannt in seiner Heimat, auch kann ein Arzt die nicht heilen, die ihn kennen." Dieser Satz bietet sicher eine treffende Erfahrung den Ärzten, deren Patienten Hysteriker sind, und deren einzige Methode strenges Zureden ist. Daß Jesu gebietende Persönlichkeit manch so einen Bedauernswerten geheilt hat, ist kaum zu bezweifeln, aber dieselbe Macht hatten ja sowohl die Jünger der Essäer als auch die der Pharisäer. Diese Kraft, ja selbst die Kraft Tote aufzuerwecken, verspricht er auch seinen Jüngern. Wir treffen sie sogar unter Ungläubigen. Sie war also alles andere als ein Beweis für Göttlichkeit. Daß Jesus wie alle modernen Mirakeldoktoren etwas wie Rückfall gekannt hat, kann man wohl aus einer Schilderung wie Matth. XII, 43 f. schließen, wo gesagt wird, daß die unreinen Geister mit Verstärkung zurückkehren können, nachdem sie einmal ausgetrieben sind. In Luk. V, 17 heißt es, „die Kraft des Herrn war gegenwärtig, so daß Jesus heilen

konnte".* Diese Worte setzen voraus, daß es andere Zeiten gab, wo Jesus nicht heilen konnte.

Den wahren Kern, daß Jesus ein bedeutender Naturnervenarzt war, hat die Legende weiter übersponnen, wie sie vor unseren Augen in unseren Tagen weiterspinnt. Hunderte von Augenzeugen haben 1883 in den Reihen des Mahdi Legionen von Engeln kämpfen sehen. Erklärt uns das! Oder erklärt uns die vielen Auferweckungen von den Toten, die schon von Elisas Tagen an im Laufe der Geschichte erzählt werden!

Ganz ohne Erklärung stehen wir überdies nicht. Einer der Wege ist der gewesen, daß all das Wunderbare und Abenteuerliche, was man aus Sagen und Legenden kannte, Jesu beigelegt und noch merkwürdiger gemacht wurde. Dieses Phänomen kennt man ja bei jeder bedeutenden Persönlichkeit. Ein Zug wie der, daß Petrus im Munde des ersten Fisches, den er heraufzieht, einen Stater findet, ist sattsam aus den orientalischen Märchen bekannt. Das Speisungswunder — das sogar verdoppelt ist — hat Vorbilder in Elisas Speisungswundern, 2. Kön. IV, 42—44, und unter Israels Wüstenwanderung. Die Erzählung, daß Jesus den Sturm stillt, fußt sichtlich auf der Erzählung von Jonas und wird leicht durch Jesu Worte erklärt: „hier ist

---

* Luther übersetzt: „Die Kraft des Herrn ging von ihm aus und half jedermann." (Anmerk. des Übersetzers.)

mehr denn Jonas“ (Mt. XII, 41). Wie er Jonas überbieten will dadurch, daß er auferstehen will, nachdem er drei Tage und Nächte in der Erde geruht hat — während Jonas bloß im Magen eines Fisches lag — so muß er auch durch ein bloßes Wort den Sturm stillen können, während Jonas erst von den ängstlichen Seeleuten über Bord geworfen werden mußte.

Die Speisungswunder waren auch außerhalb der heiligen Schriften im semitischen Orient üblich (siehe Jensen: Das Gilgamischepos in der israelitischen Legende, Zeitschrift für Assyriologie, XVI. 1902. p. 411).

Wir sehen da, daß Jesu Geburtshistorie eine Legende ist: Jesus meint, daß der Geist nach Johannes' Taufe über ihn gekommen sei. Aber falls er ihn kraft seiner Geburt bereits gehabt hätte, so müßte er in dem sich selbst widersprechenden Widerspruch gelebt haben, den Geist zweimal bekommen zu haben, Gott in anderer Potenz zu sein.

Wir sehen ferner, daß die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Mirakel nichts für Jesu Göttlichkeit beweisen, so wenig wie der Titel „Gottes Sohn“, mag man ihn nun messianisch oder auf die Auferstehung abzielend nehmen. Wir sehen endlich, daß Jesus sich nur als einen gottgefälligen

Menschen betrachtet, über den, wie über Könige und Propheten, Gottes Geist gekommen sei.

Aber wenn die Sache sich so verhält, da beweist die Darstellung der Evangelien keineswegs, daß die drei historischen Evangelien Jesus für Gott angesehen haben! Im Gegenteil! Die Worte, die wir als von Petrus ausgesprochen, auf den die Tradition der Evangelien zurückzugehen scheint, bewahrt haben (Ap. X), zeigen denn auch klar genug, daß die älteste Gemeinde Jesus für einen Menschen angesehen hat — für ein auserwähltes Werkzeug, für einen Propheten — aber *nur* für einen Menschen.

Und sieht man näher zu, so verhält sich die Sache auf ganz dieselbe Weise mit Paulus. Die Lehre, die er in den vier großen Briefen verkündet, ruht auf der ausdrücklichen Voraussetzung, daß Jesus ein *Mensch* ist, nur Mensch. Der feste Punkt in Rabbi Sauls Lehre war des Pharisäers Glaube an die Auferstehung der Toten. Seine Bekehrung ist deshalb kein Sprung. Er hat eine Vision. Er geht davon aus, daß er Jesus gesehen habe; also sei er auferstanden. Das war just das, was er brauchen konnte. Nun ist es *bewiesen*, daß sein Glaube an die Auferstehung der Toten richtig sei. Was nun geschieht, ist nur, daß er diese Lehre seinem ganzen System zu Grunde legt. Sie wird zu dem Grundsatz: „Denn so du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest

in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig“ (Röm. X, 9). Die große Bedeutung von Jesu Auferstehung ist, daß „wir wissen, daß der so den Herrn Jesum hat auferweckt, wird uns auch auferwecken durch Jesum, und wird uns darstellen samt euch“ (2. Kor. IV, 14). Beständig verweist er auf diese Auferstehung als *den Beweis* für unsere Auferstehung. „So aber Christus gepredigt wird, daß er sei von den Toten auferstanden, wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts.“ (1. Kor. XV, 12).

Man sieht da leicht, daß dieser ganze Beweis zusammenfällt, falls Jesus nicht schlecht und recht Mensch ist. Denn daß ein Gott von den Toten aufersteht, was beweist das für uns, die wir nicht Götter sind? Wie können wir hoffen aufzuerstehen, weil Götter auferstehen? Keineswegs kraft der Versöhnung. Die bekundet nur, daß Gott den Menschen vergeben hat, aber nicht, daß sie auferstehen sollen.

Paulus ist ganz konsequent in seinem Gedanken. Er sagt: „Sintemal durch einen Menschen der Tod, kommt durch einen Menschen die Auferstehung der Toten“ (1. Kor. XV, 21). Wie ist es möglich, daß es Menschen gelüsten kann, an so unzweideutigem Worte zu mäkeln? Jesus nennt sich: „der Erstling unter denen, die da schlafen“ (1. Kor. XV, 20), „der Erstgeborne von vielen Brüdern“ (Röm. VIII, 29),

und die Christen werden genannt „Miterben Christi“ (Röm. VIII, 17). Beständig wird Jesus mit den Menschen zusammengestellt; was er erlangt, sollen auch sie erlangen. Er soll bloß der erste unter Ebenbürtigen sein. Dagegen wird er beständig in Gegensatz zu Gott gestellt. Sie werden als zwei verschiedene Personen genannt, Gott **und** Christus. Die Stelle im Römerbrief IX, 5, die Rördam* aus dogmatischen Gründen falsch übersetzt, muß lauten: „Der da ist Gott über alles (Jahve), gelobet in Ewigkeit.“ Auf Jesus bezogen, wäre es der ganzen Lehre Pauli ein Schlag ins Gesicht. Pauli Auffassung von Christi Sohnesverhältnis zu Gott ist da dieselbe wie Jesu eigene: er ist Gottes Sohn, weil er in der Taufe Gottes Geist empfangen hat, wodurch er „zum Geist, der da lebendig macht, *wurde*“ (1. Kor. XV, 45). Ganz auf dieselbe Weise ist Paulus Gottes Sohn: „Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes“ (1. Kor. VII, 40). Und so alle Christen.

Selbst wenn Pauli Lehre nicht auf Jesu ausschließlicher Menschlichkeit ruhte und damit bewiese, daß sein Glaube, als er das Evangelium zu verkünden auszog, dem entsprechend war, so müßte man doch auf einem anderen Wege das-

* Dr. Skat Rördam ist in Kopenhagen protestantischer Bischof und als Primas der dänischen Kirche zu betrachten. Das Neue Testament hat er in einer schönen Sprache, aber an mehreren Stellen dogmatisch verstümmelt übersetzt.

selbe Resultat erzielen. Wenn Paulus die Lehre aufgestellt hätte, daß Jahve nicht der einzige Gott sei, sondern die Macht mit einem anderen teilte, glaubt man da wirklich, daß er sich nicht sehr sorgfältig und klar verantwortet hätte wegen dieser von einem jüdischen Standpunkte entsetzlichen Ketzerei? Und glaubt man wirklich, daß da aus Widerstand gegen eine solche Lehre kein Lärm und Getöse entstanden wäre? Aber von einem solchen Widerstande hören wir schlechthin kein Wort. Man vergleiche einmal dieses Schweigen mit dem Orkan, der sich später erhob, als man entdeckte, daß man drei Götter statt eines erhalten hatte: zu einem solchen Sumpfe hätte Pauli konsequenter Monotheismus nicht einmal im Traume abschweifen können.

Hat man Paulus einmal eingeräumt, daß Gott existiert, daß er das Recht hat, die schwachen Menschen, die er selbst geschaffen, zu strafen, und daß Tote auferstehen, dann kann man ihm folgen wie auf offner Landstraße. Er ist ein Mann mit Logik. Er faselt nicht. Er fehlt in den Voraussetzungen, aber nicht in den Konsequenzen.

Jesus hielt sich nicht für Gott. Auch nicht für Gottes Sohn in unserem Verstande des Wortes.

Aber für einen Menschen mit einer eigenen göttlichen Mission hielt er sich doch wohl?

Richtig.

Hier bietet sich uns indessen ein merkwürdiges Schauspiel. Jesus sagt immer wieder, daß er „der Sohn des Menschen“ sei. Die Evangelisten rufen, daß er der Messias sei (auf griechisch: Christus) — und die Evangelisten haben den Meister übertäubt.

Wer hat nun recht: die Jünger oder der Meister?

Ich denke: der Meister.

Aber so wäre Jesus „der Menschensohn“ — nach seiner eigenen Auffassung.

Damit sind die Laien wohl gleich klug. Denn wer ist der „Menschensohn?“ In prophetischer Beziehung treffen wir diesen Namen nur an einer Stelle in den kanonischen Büchern des Alten Testaments, beim Propheten Daniel. Der Prophet hat im Traume vier aus dem Meere auftauchende Tiergestalten gesehen. Darauf werden Thronstühle hingestellt. Der Hochbetagte setzt sich nieder und hält Gericht über die hochmütigen Tiere. Dann heißt es (VII, 13): „Ich sah in diesem Gesichte des Nachts, und siehe es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten, und ward vor denselbigen gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und sein

Königreich hat kein Ende." Nun ist es das Eigentümliche bei den semitischen Sprachen, daß sie das einzelne Individuum oft dadurch bezeichnen, daß sie das Wort „Sohn" vor das Wort setzen, das die ganze Art bezeichnet, z. B. „ein Sohn der Araber" = ein Araber. Ein griechischer Übersetzer, der mit dieser Eigenart nicht vertraut war, mußte deshalb leicht zur buchstäblichen Übersetzung verleitet werden und z. B. das aramaische Wort Barnascha, das hier im Zitat für „Mensch" gebraucht ist, durch ein „Sohn des Menschen" übersetzen, ein Wort, das in nicht semitischen Ohren fremd klingt. Es ist nun dieser prophezeite „Menschensohn" — zu dem der Prophet vielleicht wieder durch ein Wort im 8. Psalme inspiriert worden — für den sich Jesus hält. Aus dieser Prophezeiung holt er die eigenen Weissagungen seiner Wiederkunft in den Wolken des Himmels.

Nun wird man sich wundern, daß Jesus auf dieser einen Prophezeiung, die doch so wenig enthielt, bauen konnte — um so viel mehr als er beständig die Messiasprophezeiungen zu erfüllen vermeint.

Die Lösung dieser Schwierigkeit liegt in Jesu Worten (Luk. XVIII, 31): „Und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." Wo Jesus vereinzelt Prophezeiungen nennt, die durch ihn erfüllt werden sollen, wie Luk. XXII, 37 („Er ist

unter die Übeltäter gerechnet“) oder XXII, 69 („Darum von nun an wird des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft Gottes“) erfahren wir, daß es Prophezeiungen sind, die als Messiasprophezeiungen galten (hier Jes. 53 und Psalm 110). Also ist seine Meinung die: die Messiasprophezeiungen werden an einer ganz neuen Gestalt erfüllt, nämlich am Sohn des Menschen, der beim letzten der Propheten, bei Daniel prophezeit ist.

Dieser Standpunkt war für einen Juden außerordentlich radikal, aber Jesus wagte etwas noch Kühneres: er rüttelte an einigen der massivsten Pfeiler der Messiasprophezeiungen.

Einer der ältesten Messiaszüge, den man schon in II. Sam. 7 und bei Amos fand, war der, daß Messias der Sohn Davids sein sollte. Das steht noch für die Evangelisten so fest, daß Matthäus und Lukas es durch gegenseitig abweichende, über *Joseph,* Jesu Vater, bis zu David hinaufreichende Stammtafeln beweisen wollen. Dieser Beweis steht in dem schneidendsten Gegensatz zu Jesu Darlegung, daß der Messias gar nicht der Sohn Davids sei. Matth. XXII, 41 f. erzählt hierüber, daß Jesus die Pharisäer fragt, wessen Sohn der Messias sei. Sie antworten selbstverständlich: Davids. Nun beweist Jesus, daß dies *nicht* der Fall sei, durch ein Zitat aus dem 110. Psalm: „Der HERR sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner

Füße lege." Das Beweisende liegt nach Jesu Meinung darin, daß „so nun David ihn einen Herrn nennet, wie ist er denn sein Sohn?" In Wirklichkeit beweist dieses Psalmenzitat natürlich nichts, aber es ist Jesu Meinung, daß er bewiesen habe, der Messias (Christus) sei nicht Davids Sohn — was denn auch neuere Interpreten einräumen. So kommen die Evangelisten durch ihre Stammtafeln dazu zu beweisen, daß Jesus *nicht* der Messias ist!

Zu dieser Verneinung der Verwandtschaft mit dem Messias kann Jesus nur durch sein Bewußtsein gekommen sein, daß er nicht von David abstamme. Da galt es, diese genierende Prophezeiung wegzudeuten. Mit anderen Worten: Die Stammtafeln sind falsch, was wir bereits aus ihrer Nichtübereinstimmung schließen konnten.

Auch an anderen Punkten handelt Jesus ganz willkürlich mit den Prophezeiungen. Die Vorstellung von einem König, der Israel Sieg bringen soll — diese Vorstellung, die den meisten Messiasprophezeiungen zu Grunde lag — ignoriert Jesus. Er prophezeit jedoch Jerusalem, ja selbst dem Tempel Untergang. Der Messias sollte Frieden bringen, wie jedermann aus der namhaften Jesajaprophezeiung wußte. Jesus bestreitet diese Darstellung und stellt eine Drohung gegen sie auf, die er aus Micha VII, 6 holt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht kommen, Frieden zu sen-

den, sondern das Schwert" (Matth. X, 34). Wie mißtönend wirkt nicht dieses Wort gegen die Verkündung, die Lukas den Engeln bei der Geburt Jesu in den Mund legt! Friede auf Erden! lautete sie — nicht: Schwert auf Erden!

So beschneidet Jesus die Prophezeiungen und legt sie sich zurecht. Aber was übrig bleibe, solle am „Sohn des Menschen" erfüllt werden. Er sei derjenige, in dem alles sich abschließen soll; nach ihm komme niemand.

Aber es gibt dennoch viele Widersprüche, unlösbare Widersprüche, die in den Prophezeiungen selbst liegen. Der „leidende Knecht", den Jesaja vorherverkündet, wie kann der in derselben Gestalt sich mit dem Weltenrichter vereinen, dem alles untertan sein soll.

Es hat vielleicht eine Zeit gegeben, wo Jesus meinte, daß die Herrlichkeit nahe bevorstand — die Zeit, da er sich über seine eigenen Krafttaten wunderte. Aber in diesem Falle haben ihn wohl bald das Schicksal Johannes' und seine eigenen Todesahnungen klar darüber belehrt, daß die Leidensprophezeiungen sich nicht bei Seite schieben ließen. Da hat er eingesehen, daß er erst leiden und *später* nach seinem Tode verherrlicht werden würde. Nur so konnten sich die Schriften erfüllen. Seine Entwicklungswege kennen wir nicht, können nur mutmaßen, aber daß dies das Endresultat ist — darüber läßt sich nicht streiten.

Daß nun Jesus sich für den Menschensohn hält, das zeigt sein ganzes irdisches Tun und Lassen. Er ist sich bewußt, daß er kraft seiner Macht des Weltenrichters Sünden zu vergeben vermag. Er betrachtet das Leiden als eine Strafe für die Sünde. Deshalb meint er auch, daß die Krankheit im selben Augenblicke schwinden müsse, wo er die Sünde vergebe, wie wir es in der Erzählung von dem Gichtbrüchigen sehen (Matth. IX): „Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, die Sünden zu vergeben — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, heb dein Bette auf, und gehe heim!“ Diese Richtermacht zum Vergeben der Sünden *konnte sich Jesus nur als „der Sohn des Menschen“ anmaßen;* denn wie Dalmann sagt (Die Worte Jesu I, p. 215): „Das Judentum hat zu keiner Zeit — vom Alten Testament bis auf unsere Tage — dergleichen vom Messias auszusagen gewagt.“

Hat es uns einmal eingeleuchtet, daß Jesus sich für den im Buche Daniel erwähnten „Menschensohn“ hält, der gleichzeitig einen *Teil* der Messiasprophezeiungen — nämlich diejenigen, die er selbst anerkennen will — erfüllen soll, während die Evangelisten ihn für den Messias (Christus) halten, der *alle* Messiasprophezeiungen erfüllen soll, da fühlen

wir uns bewogen, ihnen genauer auf die Finger zu sehen jedesmal, wo sie Jesu Worte in den Mund legen, die gegen andere klare Worte streiten, gegen sein ganzes Programm, ja gegen seine Lebensführung und beständige Bezeichnung seiner selbst als der Menschensohn.

Wir müssen, kurz gesagt, die Stellen genau untersuchen, wo die Evangelisten Jesus sich für den Messias erklären lassen.

In erster Linie steht hier Petrus Bekenntnis.

Der Bericht lautet bei Matthäus (XVI, 13 f.) so: Jesus fragte die Jünger: „Wer sagen die Leute, daß *des Menschen Sohn* sei? Sie sprachen: Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer; die anderen, du seiest Elias; etliche, du seiest Jeremias oder der Propheten einer. Er sprach zu ihnen: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus (Messias), des lebendigen Gottes Sohn.“ Jesus billigt die Antwort.

Bei Markus (VIII, 27 f.) lautet der Bericht: „Jesus fragte seine Jünger und sprach zu ihnen: Wer sagen die Leute, *daß ich sei?* Sie antworteten: Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer; etliche sagen, du seiest Elias; etliche, du seiest der Propheten einer. Und er sprach zu ihnen: Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Du bist Christus (Messias). Und er bedräute sie, daß sie niemand von ihm sagen sollten.“

Endlich berichtet Lukas (IX, 18 f.) folgendes „Jesus fragte und sprach: Wer sagen die Leute, *daß ich sei?* Sie antworteten und sprachen: Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer, etliche aber, du seiest Elias; etliche aber, es sei der alten Propheten einer auferstanden. Er aber sprach zu ihnen: Wer saget ihr aber, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach: Du bist der Christ Gottes. Und er bedräute sie, und gebot, daß sie das niemand sagten; und sprach: Des Menschen Sohn muß noch viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden, und am dritten Tage auferstehen."

Man beachte hier, daß, wo Markus und Lukas haben: „Wer sagen die Leute, daß *ich* sei", hat Matthäus: „Wer sagen die Leute, daß *des Menschen Sohn* sei" (die Gestalt, die bei Daniel prophezeit ist). Beachten wir ferner den deutlichen Parallelismus: „Wer sagen die Leute?" und „Wer saget ihr aber?" Die beiden Fragen müssen vernünftigerweise sich um dieselbe Person drehen. Und endlich ist es auffallend, daß unmittelbar nachdem sich Jesus (bei Lukas) für den *Messias* erklärt hat, er vom *Menschensohn* zu sprechen anfängt. Es wäre doch vernünftiger gewesen, etwas vom Messias zu erzählen.

Dazu kommt eine innere Schwierigkeit. Wie ist es möglich, daß irgend ein Mensch Jesus für

Johannes den Täufer halten konnte? Johannes hatte ja Jesus getauft. Sie hatten gleichzeitig gelebt. Viele Leute kannten sie beide persönlich. Hätte der eine noch ein Menschenalter nach dem anderen gelebt. Aber zwei Zeitgenossen — unmöglich.

Diese Ungereimtheit gewinnt nicht dadurch, daß sie mit denselben Worten bei der Erwähnung von Herodes wiederholt wird. Der Umstand, daß es dieselben Worte sind, die angewandt werden, zeigt, daß es bloß ein Gespenst des verquackelten Berichtes über Petrus' Bekenntnis ist. Wir hören denn auch nicht an anderen Stellen, wo wir wirklich der Volksstimme gegenüber stehen, von einer solchen Torheit. Beim Einzuge in Jerusalem weiß das Volk sehr gut, daß der da „der Prophet Jesus aus Nazareth in Galiläa ist". Und wollen wir unsere Zuflucht zu der späteren Tradition bei Johannes nehmen, so heißt es auch da (VII, 27): „Doch wir wissen, von wannen dieser ist; wenn aber Christus (Messias) kommen wird, so wird niemand wissen, von wannen er ist."

Alle diese Fingerzeige und Schwierigkeiten erlauben nur eine Lösung. Der ursprüngliche Bericht muß ungefähr so gelautet haben: „Wer sagen die Leute, daß der prophezeite Menschensohn (gekannt von David her) sei?" Die Jünger antworten: „Einige sagen, daß er Johannes der Täufer sei; andere Elias; wieder andere einer der Propheten." Da

spricht Jesus: „Aber wer saget denn ihr, daß jener Menschensohn sei?“ Und Simon Petrus antwortet: „*Du* bist der Menschensohn.“ Jesus billigt die Antwort, legt ihnen ob dieser Erkenntnis Schweigen auf und teilt ihnen mit, daß auch die Leidensprophezeiungen sich am Menschensohne erfüllen sollen.

Nun kommt ein Sinn in die Rede. Denn ebenso wie Jesus den Johannes als den wiedergekehrten Elias auffaßte, so hatte es einen Sinn, daß die Leute ihn für den „Sohn des Menschen“ ansahen. Wir erhalten da zugleich einen neuen Beweis dafür, daß die Gestalt des Menschensohnes im Volksbewußtsein lebte.

Es ist auch leicht erklärlich, daß die Evangelisten, die so daran gewöhnt waren, daß Jesus „der Sohn des Menschen“ sagte, wo er „Ich“ meinte, diese Änderung da vornahmen, wo es gerade von Wichtigkeit war, daß sie nicht vorgenommen wurde.

Alle drei Evangelien enthalten Berichte darüber, daß Jesu beim Einzuge in Jerusalem gehuldigt wurde. Da die Berichte nicht übereinstimmen, können wir nicht ersehen, wie die Huldigungsrufe gelautet haben. Hat das Volk ihn, der im Namen des Herrn kommt, und das künftige Messiasreich gesegnet, dann stimmt das ja ganz mit dem Programm „des Menschensohnes“. Der Einzug war eine der Prophezeiungen, die Jesus sich auch wohl

als „der Sohn des Menschen“ zunutze machen konnte.

Die ganze Szene macht einen peinlichen Eindruck. Doch scheinen so viele einzelne Züge dafür zu bürgen, daß sie echt ist. Sie wirft daher ein grelles Licht auf Jesus. Außerdem stand es ja einem jeden frei, eine solche Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen.

Mit ungleich größerem Interesse wenden wir uns zu Jesu verschiedenen Verhören, wo er ausdrücklich gefragt wird, für wen er sich ausgibt.

Wir betrachten zuerst die Berichte über das Verhör beim Hohenpriester. Der Bericht lautet bei Matthäus (XXVI, 63 f.): „Und der Hohepriester sprach zu ihm: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gotte, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes!“ Jesus spricht zu ihm: *„Du sagtest es.* Doch sage ich euch, von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels.“

Bei Markus (XIV, 61 f.) spricht Jesus ganz anders. „Da fragete ihn der Hohepriester abermal und sprach zu ihm: Bist du Christus (Messias), der Sohn des Hochgelobten? Jesus aber sprach: *Ich bin's;* und ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft, und kommen mit des Himmels Wolken.“

Wieder lauten seine Worte anders bei Lukas

(XXII, 66): „Sie führeten ihn hinauf vor ihren Rat, und sprachen: Bist du Christus (Messias)? sage es uns. Er sprach aber zu ihnen: Sage ich's euch, so glaubet ihr's nicht; frage ich aber, so antwortet ihr nicht, und lasset mich doch nicht los. Darum von nun an wird *des Menschen Sohn* sitzen zur rechten Hand der Kraft Gottes. Da sprachen sie alle: Bist du denn Gottes Sohn? Er sprach zu ihnen: *Ihr saget es, ich bin's.*"*

Bei Markus bekennt Jesus glatt und rein, daß er der Messias sei. Falls da in der ursprünglichen Quelle so etwas gestanden hatte, so muß es uns im höchsten Grade verwundern, daß es sich nicht bei den zwei anderen Evangelisten findet. Sie hatten ja das allergrößte Interesse daran, ein so unumwundenes Bekenntnis zu bringen. Es ist unmöglich sich zu denken, daß sie es haben abschwächen wollen. Dagegen ist es leicht erklärlich, daß Markus den umgekehrten Weg gehen konnte, der ihm so vortrefflich in den Kram paßte. Deshalb müssen wir die Tradition bei Matthäus und Lukas für ursprünglicher ansehen. Daß nun die Worte: „Du sagtest es" bei Matthäus die Bedeutung haben: du und nicht ich — also eine Verneinung sind, das zeigt der darauffolgende Gegensatz: *Doch* von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn usw.

* In Luthers Übersetzung: „Ihr saget's, denn ich bin's." (Anmerk. des Übersetzers.)

Also ich bin nicht der Messias, sondern „der Menschensohn." Lukas hat dieses „Aber" bewahrt* — das Markus zu einem „Und" verwandelt — aber es zerreißt den Zusammenhang und ist sinnlos da, wo es steht. Eine klare Verneinung hat Lukas in den Worten: Ihr saget es, ich bin's. Diese Verneinung ist so klar, daß Bischof Rördam sich in seiner dänischen Übersetzung veranlaßt gefunden hat, den Text zu entstellen und zu übersetzen: Ihr saget es; denn ich bin's.** Eine ganz falsche Übersetzung, die veranschaulicht, wie sich die Evangelisten benahmen, um aus ihren Quellen das herauszubekommen, was sie darin finden *wollten.*

Im Berichte über das Verhör bei Pilatus stimmen alle drei Evangelisten überein. Pilatus fragt Jesus, ob er der König der Juden sei. Jesus hat die ständige Antwort: *Du* sagest es (darunter zu verstehen: nicht ich).

Dies klingt wieder wie eine Verneinung, und wie eine Verneinung hat es Pilatus aufgefaßt. Er sagt nämlich bei Lukas (XXIII, 14): „Ich habe ihn vor euch verhöret, und finde an dem Menschen der Sachen keine, der ihr ihn beschuldiget." Aber

---

* Fehlt in Luthers Übersetzung; statt „darum" müßte es also dort „aber von nun an usw." heißen. (Anmerk. des Übersetzers).

** Rördams Übersetzung stimmt also mit der Luthers vollkommen überein. (Anmerk. des Übersetzers.)

er war ja gerade angeklagt, sich als König der Juden auszugeben, als Messias! In guter Übereinstimmung hiermit erwähnt Pilatus Jesus (bei Matthäus) als den, „der *genannt wird*“ (nicht „sich nennt“) Messias oder (bei Markus) als „den, den ihr nennet der Juden König.“

Also sehen wir, wie sich die Beweise dessen, daß Jesus sich für den Messias ausgegeben hätte, in Dunst und Dampf auflösen.

Die Behauptung der Evangelisten, daß sich Jesus für den Messias ausgab, für Christus (was dasselbe ist), ist dem Meister und ihren eigenen Berichten ein Schlag ins Gesicht.

Jesus glaubte nicht einmal an das Kommen des Davidsohnes.

Wenn man sich bisher nicht aus diesem klaren Zusammenhange herausgefunden hat, muß die Schuld wesentlich den Evangelisten beigemessen werden, die verdeckt gehalten haben, daß „Messias“ und „der Sohn des Menschen“ zwei ganz verschiedene Gestalten waren, die eine von der Erde, die andere vom Himmel.

Sie sind nicht eingedrungen in Jesu Auffassung: daß die Messiasprophezeiungen auf den „Menschensohn“ wiesen. Sie wußten, daß er einen Teil dieser Prophezeiungen zu erfüllen meinte, und daraufhin machten sie ihn zum Messias und ließen ihn —

seinen eigenen Worten genau entgegen — sie alle erfüllen. So wurde „der Sohn des Menschen“ im Kreise der Christen buchstäblich begraben, so daß nichts anderes als der leere Name zurückblieb. Aber daß er außerhalb des Judentums als eine eigene Gestalt stehen blieb, das sehen wir aus den nachkanonischen Schriften, wie bei Henoch und im 4. Buche Esras, wo die Prophezeiungen über ihn eine vollere Gestalt annehmen. Es geht hier dieselbe Entwicklung vor, die ich in meinem Buche „Ein Christus unserer Tage“ für die Prophezeiungen über „den großen Monarchen“ nachgewiesen habe. Die spätere jüdische Messiaserwartung hält sich ganz rein von der Menschensohnprophezeiung.

Namentlich die deutschen Forscher Dalmann und Bousset haben den „Sohn des Menschen“ wieder ausgegraben. In Dänemark hat Buhl schon in seinem Buche „Die messianischen Verheißungen“ (1894) nachgewiesen, daß hier die Rede von zwei Gestalten ist. Zu einer endlichen Lösung ist jedoch keiner dieser Forscher gelangt. Bousset ist mit seinen Konklusionen sogar sehr auf Abwegen.

Die altmodische Theologie — die an der Universität doziert wird — trabt noch auf den alten Irrpfaden.

Der eine und der andere hat sich darüber aufgehalten, daß Jesus sagt: „Der Menschensohn *soll kommen.*“ Aber diese Prophezeiung findet ja eben ihre einzige ausreichende Erklärung in der Lösung, die ich geltend gemacht habe. „Der Sohn des Menschen“ *ist gekommen*, um zu leiden und die verlorenen Schafe zu rufen; er *soll kommen* als Richter und als der triumphierende Herrscher.

Einen größeren Wert könnte scheinbar ein anderer Einwand haben: Jesus erwähnt sich stets in der dritten Person, sagt nicht „Ich“, sondern „der Sohn des Menschen“. Dies hängt mit einem anderen Phänomen zusammen, das der deutsche Theologe Wrede so stark in den Vordergrund geschoben hat: daß Jesus, namentlich bei Markus, beständig Schweigen über sein übernatürliches Wesen gebietet, seine himmlische Mission verheimlichen will. Hierin sucht Wrede — dessen Buch „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien“ eine außerordentliche Aufmerksamkeit erregt hat — einen Beweis dafür, daß die Evangelisten durch dieses Schweigen erklären wollen, niemand habe von Jesu Messianität gehört — mit anderen Worten, Jesus habe sich nicht für den Messias ausgegeben, sondern erst nach seinem Tode und seiner vermuteten Auferstehung dafür angesehen worden, worauf die Evangelisten das Messianische in die Schilderung seines Lebens eingeschmuggelt hätten.

Wredes Konstruktion scheint nur auf drei Voraussetzungen zu ruhen: 1. Jesu Verhehlung seines Wesens und seiner Lehre ist — namentlich bei Markus — ein künstlich dogmatisches System; 2. es paßt nicht zusammen, daß Jesus öffentlich Mirakel tut und gleichzeitig sein übernatürliches Wesen verheimlichen will; 3. es liegt kein vernünftiger Sinn in der Verheimlichung der Messianität, besonders wenn es nicht konsequent getan wird.

Die erste Voraussetzung ist teilweise richtig. Jesus hat nicht, wie Markus will, in Gleichnissen gesprochen, um zu verstocken, sondern um aufzuklären. Aber weil Markus ein falsches System gebildet und es übertrieben hat, kann wohl eine wirkliche Praxis dahinter liegen.

Jesus konnte nämlich öffentlich Mirakel tun, ohne dadurch seine übernatürliche Mission zu verraten. Er konnte Mirakel tun kraft dessen, daß er Gottes Geist hatte wie die Propheten. Aber deshalb brauchte er weder der Messias noch der Sohn des Menschen zu sein.

Endlich — in der Verhehlung der Messianität oder des übernatürlichen Wesens lag eine vernünftige Absicht. Wir treffen dasselbe Phänomen bei Lazzeretti* und dem jüdischen Messias Sab-

* Lazzeretti, ein moderner italienischer Sektenstifter, der sich für den wiedergekommenen Christus ausgab. Wurde infolge eines Justizmordes 1878 von den Carabinieri erschossen. Hat noch viele Anhänger in den toskanischen

batai Zewi. Beide verheimlichen sie im Anfang — wie Jesus aus Vorsicht — ihre Messianität und lassen sie nur für die Getreuen durchscheinen. Zuerst machen sie Propaganda für die Gestalt, die sie darstellen wollen, bereiten sich selbst den Weg durch Prophezeien und Mission. Deshalb sprechen sie in dritter Person von der Gestalt, für die sie sich später öffentlich auszugeben beabsichtigen.

Hier ist einer der Punkte, den die vergleichende Forschung aufhellt. Wie Lazzeretti und Zewi hat Jesus damit angefangen, sich den Nächsten zu eröffnen, und hat damit geendet, es der Öffentlichkeit gegenüber zu tun, als er die Zeit, sich für den „Sohn des Menschen“ zu erklären, für reif erachtete.

Der Zusammenhang könnte endlich ein ganz anderer sein. Die Evangelisten gingen davon aus, daß Jesus der Messias sei. Unter seinen Jüngern fanden sie keinen, der gehört hatte, daß er sich für den Messias ausgab. Sie mußten da den Eindruck bekommen, daß er stets und konsequent seine Messianität verheimlichte, während die Lösung die war, daß er sich nicht für den Messias ausgab, sondern für den „Sohn des Menschen“. Jesu Umgebung — die Jesu eigenes System nicht faßte und deren Köpfe voll von überspannter Messiaserwartung waren — sahen ihn für den Messias an,

---

Bergen. Näheres in: Dr. E. Rasmussen, „Ein Christus unserer Tage“. (Anmerk. des Übersetzers.)

und es ist die Auffassung der Umgebung, die die siegende geworden und die des Meisters verdrängt hat.

Merkwürdig genug hat die Auffassung, daß Jesus sich keine speziell göttliche Mission zuschrieb, in späteren Zeiten wieder die Tendenz gehabt, sich zu verbreiten. Man kann an und für sich das Phänomen leicht erklären. Es gibt sehr viele Menschen, die an Jesu Göttlichkeit nicht glauben, aber um jeden Preis ihn als den großen Menschen, den großen Reformator bewahren wollen. Nun findet man aber — und mit Recht — es entstelle das Bild eines großen Menschen, wenn ihm nachgewiesen werden kann, daß er sich mit phantastischen Ideen von der Übernatürlichkeit seines Wesens getragen habe. Man meint — und mit Recht — es liege etwas Krankhaftes in einer so überspannten Vorstellung. Also schneidet man sie weg. Das Merkwürdige ist bloß, daß man dabei seine Auffassung auf die Evangelien bauen will. Denn um diese für eine solche Meinung zurechtzulegen, muß man erst soviel davon abhauen, daß nicht viele Quartseiten übrig bleiben. Man sägt den Ast ab, auf dem man selbst sitzt.

Man muß den Bericht wegschneiden, daß Jesus in der Synagoge seines Heimatsortes erklärte, Jesajas Prophezeiung sei vor ihren Augen erfüllt,

daß er auszog und predigte, das Himmelreich sei nahe „herbeigekommen“, und seine Jünger mit derselben Verkündung aussandte. Es müssen Worte wie diese: „Der Sohn des Menschen *ist gekommen,* um das Gesetz und *die Propheten* zu erfüllen.“* „Des Menschen Sohn habe Macht, die Sünden zu vergeben.“ „Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ „Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket usw.“ „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbat.“ „Des Menschen Sohn ist’s, der da guten Samen säet.“ „Des Menschen Sohn wird seine Engel senden.“ „Denn des Menschen Sohn ist kommen, selig zu machen, das verloren ist.“ „Ich muß auch andren Städten das Evangelium verkündigen vom Reich Gottes, denn dazu bin ich gesandt.“ Man könnte noch eine gute Weile mit ganz ähnlichen Worten fortfahren. Und dazu kommen dann endlich alle Worte Jesu über die letzten Zeiten, das Gericht und die Aufrichtung des Reiches. Alle diese Worte müßten die Evangelisten also erfunden haben, und dann bleibt nicht viel übrig, um Jesu Größe darauf zu basieren.

Man müßte nämlich auch die meisten Gleich-

---

* Luther übersetzt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Anmerk. des Übersetzers.)

nisse opfern, also gerade den Teil von Jesu Verkündung, den als echt anzusehen nach Jülicher fast zum Dogma geworden ist. Wenn man nicht unzulässige Auslegungskünste treiben will — wodurch die Gleichnisse ganz fade und flach werden würden — so ist man zu der Einräumung genötigt, daß bei den Synoptikern die Gleichnisse ohne Ausnahme von Jesu zentralem Gedanken an das nahe Gottesreich, das Gericht und den Haß gegen die blinden, dem Reiche sich widersetzenden Führer getragen sind. Sie schildern den Vater als den, der trotz allem die verlorenen Söhne liebt und seinen Sohn sendet, um sie zurückzurufen. Sie schildern das Wachsen des Reiches aus geringem Anfang; den Menschensohn als den, der die gute Saat säet und sie bis zum Gericht unter der bösen sprießen läßt. Sie schildern die undankbaren Geladenen oder die Schläfrigen, die nicht mitkommen: des Reiches Kinder, die gestraft werden und verworfen für die, die aus Osten und Westen kommen. Oder sie kehren sich gegen Priester und Levit, der sich an Güte nicht mit dem hilfreichen Samariter messen kann. Es wird schwer halten, bloß ein einziges Gleichnis zu nennen, das nicht einen von diesen Gedanken enthält: Das nahe Gottesreich (dessen Wesen, Bedingungen und Wachstum) und der Haß gegen dessen Widersacher. Während die Gleichnisse alle wie eins mit unserer Auffassung übereinstimmen, ist es unmöglich zu ver-

anschaulichen, in welcher Beziehung Jesus sie ausgesprochen haben sollte, wenn er sich nicht im Besitze einer übernatürlichen Mission gehalten hätte.

Es ist ferner höchst unwahrscheinlich, daß die Jünger sich nach Jesu Tode im Glauben an seine Wiederkunft um seinen Namen geschart haben sollten, selbst wenn sie Visionen gehabt hätten, läge nicht bereits in Jesu Worten eine Anknüpfung für solch einen Glauben. Dagegen ist es leicht erklärlich, daß Jesu Voraussagungen den Glauben an seine Auferstehung hervorrufen konnten. Man begreift auch nicht leicht Jesu ständige Selbstbezeichnung als „der Sohn des Menschen“, wenn ihn die Tradition *auf eigene Hand* zum *Messias* gemacht hätte.

Die Auffassung, daß sich Jesus nur für einen Reformator und Mirakeldoktor hielt, stößt also auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Unsere Auffassung, daß er sich für den Menschensohn ansieht, erklärt dagegen, was sie soll. Sie stimmt mit den Evangelisten überein (die ja nicht bestreiten, daß Jesus der Sohn des Menschen sei, bloß aber das Hauptgewicht darauf legen, daß er der Messias ist) und sie hat klare Parallelen im weiteren Verlaufe der Geschichte. Sie gibt ein in jeder Hinsicht erklärliches und anschauliches Bild von Jesu.

Kann man eine vorausgefaßte Meinung von Jesu einzig dastehender Genialität nicht in Über-

einstimmung mit den Zeugnissen der Geschichte bringen, dann sehe ich nichts Richtigeres als seine vorausgefaßte Meinung aufzugeben.

Wir sammeln da unser endliches Resultat.

Jesus, die Apostel, die drei Evangelien, die ältesten christlichen Generationen wußten nichts davon, daß Jesus Gott von Ewigkeit an sein sollte. Für sie steht es fest, daß es keinen Gott gibt außer Jahve.

Pauli vier große Briefe (deren Grundgedanken auch nicht vom Epheserbrief widersprochen wird) bauen auf der Grundlage, daß Jesus rein menschlich ist. Sollten die *späteren* Briefe, wo Jesus für göttlich gehalten wird, echt sein (was ich nicht glaube), dann sind sie Pauli ursprünglichem Glauben und Offenbarungen ein Schlag ins Gesicht und nehmen die Grundlage weg, worauf sein ganzer Gedankengang in den großen dogmatischen Briefen ruht. Man müßte deshalb erwarten, daß er seine alten Meinungen widerrief und sie ausdrücklich widerlegte, was er nicht tat.

Erst mit dem Johannesevangelium kommt da ein Schriftsteller, der besser Bescheid weiß. Allerdings wird selbst von konservativer Seite eingeräumt, daß sein Evangelium erst ca. im Jahre 100 geschrieben ist, also etwa dreißig Jahre nach den ersten drei Evangelien, etwa siebzig Jahre nach

Jesu Tode. Dennoch hat er die Kühnheit, uns zu erzählen, daß Jesus, die Apostel, die alten Evangelisten, Paulus und die ganzen zwei ersten Generationen der Christen keine Idee davon hätten, wer Jesus im Grunde sei. Aber *er* weiß es. Er, der gar nichts gesehen hat! Er, der sich das meiste seines Wissens ausgedacht hat! Er, der mindestens siebzig Jahre hinterher kommt!

Man sollte nicht glauben, daß sich denkende Menschen von einem solchen Zeugnis imponieren lassen konnten. Wollen wir auf der sicheren Seite sein, dann bleiben wir stehen bei dem, was Jesus und die nächsten Zeitgenossen meinten.

Wir müssen es also dabei bewenden lassen, daß Jesus sich für den „Sohn des Menschen" hielt, der in Daniel VII, 13 prophezeit ist, doch so, daß er zugleich diejenigen Messiasprophezeiungen zu erfüllen meint, die er für richtig ansieht.

Aber bei dem prophezeiten „Sohn des Menschen" gibt es einen Haken, den Jesus und die Nachwelt übersehen haben. Der Verfasser des Danielbuches sagt nämlich ausdrücklich am Schlusse des Kapitels, daß dieser Menschensohn keine einzelne Gestalt, sondern *das auserwählte Judenvolk* sei.

Die Prophezeiung, die Jesus zu erfüllen meinte, schloß es also gänzlich aus, daß sie von ihm oder irgend einem Menschen oder irgend einem Gott erfüllt werden konnte.

DIE MÄNNER GOTTES.

Jesus hält seinen Einzug in Jerusalem. Die Scharen fragen: Wer ist er? Und die Antwort lautet: Es ist der Prophet Jesus, der aus Nazareth in Galiläa.

Nichts Herabsetzendes liegt hierin. Ebensowenig eine Übertreibung. Es ist ein Zeugnis des Zeitalters ohne Hintergedanken.

Die Stimme der Zeit hat wahr gesprochen. Wollte Jesus kein Gott sein, was wollte er denn da wohl sein, wenn nicht ein Mann Gottes, ein Prophet.

So laßt uns denn die Männer Gottes zu begreifen suchen, um durch sie den Weg zu Jesus zu finden.

Welches sind die am tiefsten liegenden Eigentümlichkeiten der religiösen Bahnbrecher?

Die geheime Kraft, die von den Großen der Religion ausstrahlt, muß wohl vor allen Dingen durch ihren ansteckenden und unerschütterlichen Glauben erklärt werden, der jeder Einwendung Hohn spricht — der fast der fixen Idee eines

Geisteskranken gleicht. Mit festgemachtem Steuer steuern sie los aufs Ziel. Es gibt Augenblicke, wo sie zu „stampfen“* scheinen. Ein Großer wie Jeremia hat Stunden gekannt, wo er seine eigene Geburt verfluchte. Das heiße Gebet: Nimm, wenn's möglich ist, diesen bittern Kelch von mir! ist auch über Jesu Lippen gegangen. Aber hinter der Seelennot liegt der Glaube, und der Glaubenskämpe rankt sich wieder empor. Sein Verlangen ist ihm wie ein Strick um den Hals gelegt, und die Sekunde, wo seine Kräfte versagen wollen, spannt sich das Seil, so daß ihn die Angst ersticken will und ihn leidend vorwärts peitscht. Deshalb kennt jeder Fall seine Auferstehung. Der religiöse Bahnbrecher pflegt nicht wie der Theologe sich über viele Vorstellungen zu verbreiten. Er umkreist *wenige Gedanken,* und sein geistiger Horizont pflegt enger und enger zu werden, indem die Jahre vergehen und die Leidenschaft wächst.

Eigentümlich für ihn ist es, daß er durch Stimmen und Gesichte handgreifliche Bekräftigung seines Glaubensinhaltes zu empfangen meint. Er hat seine *Besuchszeiten* in der heißen Gebetsstunde, wenn alle Schwere von seiner Brust weicht. Und er kennt Sekunden, wo er die Himmel sich

---

* Wird von einem Schiff gesagt, dessen Vorderteil tiefer im Wasser als der übrige Teil des Schiffes ist. (Anmerk. des Übersetzers.)

öffnen sieht, Gott von Angesicht zu Angesicht schaut, die Engel singen hört, in einem seligen Augenblick die Wahrheit seines Glaubens *erfährt.* In dieser Erfahrung der Gottheit stehen Jesus und Paulus nicht allein. Auch die alten Propheten kannten sie, Muhammed kannte sie, und die modernen Christusgestalten kennen sie. Zur Erlangung des seligen Augenblickes tanzt noch der Derwisch wie ein Unsinniger und schnurrt in die Runde wie ein Kreisel. Dieser Augenblick ist das Paradies, das schon in der Vergänglichkeit zu kosten, die Mystiker des Christentums alle Kraft einsetzten. Aber was sich der Derwisch ertanzt und was einige alte Propheten durch Saitenspiel erzielten, das strömt dem geborenen Propheten von selbst zu.

Diese Augenblicke sinnlichen Glückes werden jedoch mit Stunden *hochgradiger Angst* erkauft — und hier haben wir die tiefste Eigentümlichkeit der Männer Gottes. Lest es bei *Kierkegaard* in „Begriff der Angst“, wie selbst hinter einem geringen Fall, ja ohne Grund eine Angst lauert, die an der Grenze des Wahnsinns liegt. So klar wie Kierkegaard hat keiner auf diese Angst hingewiesen, aber alle die großen Vorgänger haben sie gefühlt, auch Jesus. Sie kann sich in drückender Schwermut und in Verfolgungsideen äußern wie bei Jeremia und Kierkegaard. Muhammed geht nach seinen ersten Gesichten mit Selbstmordplänen um. Die

Angst kann gräßliche Halluzinationen hervorrufen, wie als Luther den Teufel sah. Aber meist ist sie eine unbestimmte Angst, eine Lebens- und Todesfurcht, die sich selbst als Schuld, persönliche Schuld, Familienschuld, Volksschuld deutet und sich in ungestümen Anklagen, in prophetischen Drohungen oder in heißen Gebeten Luft macht.

Eigentümlich ist endlich der Drang zur Weltentsagung und eine Vorliebe für das Leiden als einen Zustand, der nicht bloß festgehalten, sondern sogar gesucht wird. Doch kann diese Eigentümlichkeit sich mit den Jahren auch in ihr arges Gegenteil verkehren.

Das Grundphänomen besteht also darin, daß der religiöse Bahnbrecher seinen Glaubensinhalt *erlebt.* Er macht sein Leben, seine inneren Erlebnisse zum Gesetze, zur Religion für andere.

Wenn der Alltagsgläubige sich in diesem Bilde eines Glaubenshelden spiegelt, muß er, die Hand aufs Herz, bekennen, daß er nichts von Himmelsstimmen, von Ängsten und Verzückungen kennt — und keinen Drang zum Leiden fühlt. Und doch wagt er nicht von den Propheten und Paulus, wohl kaum noch von Luther und Kierkegaard zu sagen, daß sie keine großen Beispiele der Nachahmung bieten.

Die Heroen der Religion stehen also ohne Seitenstück in der gewöhnlichen Welt, in der gesunden Welt.

Aber nun trifft es sich so merkwürdig, daß es *Kranke* gibt, deren Namen sich in keiner Kirchengeschichte verzeichnet finden, und die doch Erfahrungen gemacht haben, die sich mit all den für die religiösen Bahnbrecher charakteristischen Erfahrungen, nicht bloß messen können, sondern sie sogar an Stärke übertreffen.

Wir wissen, es hat Menschen gegeben, die sich haben totschlagen lassen, um einen Glauben zu verkünden, den niemand hören mochte, und den zu verkünden sie doch Gott selbst ausgesandt hatte — wie jener ägyptische Christus „Sayidna Isa“ um die Mitte der achtziger Jahre. Falls sie wüßten, daß ihre Gesichte falsch seien, ließen sie sich wohl nicht dafür totschlagen. Und wir treffen Menschen, die Stimmen aus dem Himmel hören, wie z. B.: „Du hast für viele verdammte Seelen gelitten.“ (Aus einem Krankenbericht Krafft-Ebings.) Sie kennen eine Angst, ein wahnsinniges Entsetzen, das sie dem Gebet und dem Gebetbuch ausliefert. Sie sehen die Hölle, den Abgrund leibhaftig vor sich, fühlen sich als der Gekreuzigte, beschließen, sich kreuzigen zu lassen, ja sich selbst ans Kreuz zu nageln, wie jener venezianische Bauer. Sie sehen den Teufel, wie Luther, flammende Erscheinungen, wie die Propheten.

Und wir haben Kunde von Menschen, die den Himmel offen sehen, wie Paulus. Sie dünken sich in den Himmel erhoben, fühlen nach dem Gebet eine unbeschreibliche Erleichterung und Glückseligkeit, sehen Gott Vater und Christus von Angesicht zu Angesicht, hören die Engel singen, hören liebliche Musik, während es nach Rosen und Veilchen duftet.

Alle diese Menschen sind keine religiösen Genies — sondern ein gut Teil von ihnen sind Heilige und Märtyrer. Sie sind vor allen Dingen krank. Damit ist noch keineswegs bekundet, daß die religiösen Bahnbrecher krank sind. Aber wenn wir in der gesunden Welt kein Seitenstück zu ihren Erfahrungen finden, während wir unter den Kranken ganz ähnliche Erscheinungsformen treffen, da kommt kein ernsthafter Forscher um die Vermutung herum, daß zwischen diesen ganz gleichartigen Phänomenen eine Verbindung besteht. Es mag gegen alle unsere gewohnten Gefühle und Vorstellungen streiten, einige der höchsten menschlichen Persönlichkeiten zugleich mit bedauernswerten Kranken studieren zu müssen, aber hier hilft kein überlegenes Abweisen, kein kalter Hohn, der sich in dickhäutige Unwissenheit einhüllt: wir müssen uns klar machen, was das für Krankheiten sind, die jene Phänomene hervorrufen, müssen sie Zug für Zug studieren, müssen den Unterschied zwischen den kranken und vermeint-

lich gesunden Äußerungsformen nachweisen — oder uns den Tatsachen gegenüber verloren geben.

Eine Schwierigkeit ist nicht bloß durch Unwissenheit zu lösen.

Die krankhaft religiösen Erscheinungen, die oben geschildert sind, sind für zwei Krankheiten bezeichnend, die gegenseitig große Ähnlichkeiten darbieten: Hysterie oder Mutterkrankheit und Epilepsie oder die fallende Sucht (Fallsucht). Die beiden Krankheiten können ineinander übergehen (Hystero-Epilepsie) oder nebeneinander bestehen (Féré: Les épilepsies et les épileptiques). In gewissen Fällen kann ihre Unterscheidung Schwierigkeiten bereiten, da sie gleiche Ursachen haben, aber andererseits geben eine ganze Reihe Symptome nur die Wahl einer der zwei Krankheiten: Scylla oder Charybdis.

Für unsere Untersuchungen hat nur die Epilepsie Interesse.

Da ich kein Arzt bin und also keine Schilderung aus erster Haud zu liefern vermag, es aber dagegen für unpraktisch halte, den Leser auf schwer zugängliche Spezialarbeiten zu verweisen, will ich auf Grundlage der hierher gehörigen Fachliteratur ein gedrängtes Resultat dessen geben, was die Arzneikunde der Gegenwart uns über diese auch in vielen anderen Beziehungen interessante Krank-

heit mitgeteilt hat. Über ihren Ursprung gehen die Meinungen noch recht weit auseinander, aber das Krankheitsbild selbst ist schon seit langem festgestellt. Was man entbehren dürfte, ist ein genaueres Studium der hervorragenden Geister, die den Hospitälern entgehen, obgleich die Ärzte damit im reinen sind, daß man es mit Geisteskranken zu tun habe.

Der am meisten bekannte Ausdruck sowohl der Epilepsie als auch der eigentümlichen Form der Geisteskrankheit, die sich auf epileptischer Grundlage entwickeln kann, ist der klassische epileptische Anfall, bei dem der Kranke zur Erde fällt und bewußtlos, zähneknirschend, mit Schaum vor dem Munde, rot aufgeschwollenem Gesicht und gestrammten Muskeln daliegt. Neuere Forscher (nach Samt) behaupten jedoch, daß klassische epileptische Anfälle keineswegs zur Feststellung des Krankheitscharakters nötig sind. Kräpelin führt verschiedene Beispiele hierfür an und stellt fest, „daß wir dazu berechtigt sind, auch da Epilepsie anzunehmen, wo nur eine oder mehrere der übrigen Äußerungsformen von Epilepsie sich nachweisen lassen“. Übrigens ist es beachtenswert, daß die Kranken die entschiedene Neigung haben, ihre Anfälle zu verheimlichen. Sören Kierkegaard bat seine Freunde, die Augenzeugen seiner epileptischen Anfälle waren, sie zu verschweigen, und sein Leiden hat denn auch bisher verheimlicht oder

maskiert werden können. Der Priester Imperiuzzi, der sieben Jahre in persönlichem Verkehr mit Lazzeretti stand, hat niemals einem epileptischen Anfall des Genannten beigewohnt oder von einem solchen gehört. Und doch ist die Sache in diesem Falle durch Dokumente und Augenzeugen bewiesen. Man hielt sorgfältig verborgen, daß Flaubert Epileptiker war. Wie viele wissen, daß Rasmus Nielsen* es war?

Unter den vielen Erscheinungen, die den Anfällen vorhergehen oder sie geradezu ersetzen, müssen wir zuerst die unmotivierte, wahnsinnige *Angst* nennen, die den Kranken befällt. Sie kann Halluzinationen, Augentäuschungen hervorrufen, während deren er Feinde sieht oder drohende Stimmen hört. Oft flüchtet er über Stock und Stein, eine Form, die bereits die Ärzte des Altertums kannten. Oder er greift zum Gebet und zum Gebetbuch und findet mitunter Linderung darin. Er kann von Todesangst gepackt werden, sich selbst als groben Sünder anklagen — und dann plötzlich wieder klar und furchtlos werden.

Weit fürchterlicher ist, wenn der Kranke plötzlich von einer wilden *Tobsucht* befallen wird, bei welcher er in der falschen Vorstellung, die Um-

---

* Der größte Philosoph Dänemarks nach Sören Kierkegaard und einer der beredtesten Männer, die je in Dänemark gelebt haben. Erst Hegelianer, später Anhänger Kierkegaards. (Anmerk. des Übersetzers.)

gebenden wollen ihm zu Leibe, blind losstürmt, alles und alle in seinem Bereich niederschlägt, ohne hinterher zu wissen, was er getan hat. Ab und zu hört man, daß Soldaten von einem solchen Anfall ergriffen werden und blind alles ohne Unterschied niederschießen, bald in stummem Wüten, bald unter kurz abgebrochenen Sätzen oder mit unartikuliertem Gebrüll. In den Amoks der Malaien, in den Duk-Duk-Tänzern der Australier und in unseren eigenen berühmten Berserkern erkennen wir dieses Phänomen wieder. Die Ärzte nennen diesen Anfall: *le grand mal.*

Die Krankheit kann sich auch in einem Anfall *krampfhafter Lustigkeit* äußern, während deren der Patient jubelt, singt, tanzt, wie ein Kreisel sich herumschwingt. Unter unkultivierten Völkern hat diese irre Lustigkeit den Hang zur Ansteckung. Auch kann sie künstlich durch Musik hervorgerufen werden. Die Tänze der Derwische sind wohl nur Nachahmungen epileptischer Phänomene.

Am gewöhnlichsten ist es, daß der Kranke eine Weile das Bewußtsein verliert. Er hält mitten im Gespräch inne, starrt vor sich hin und kommt kurz darauf wieder zu sich, sucht das Geschehene zu verheimlichen und setzt das Gespräch fort, wo er es abbrach. Der technische Name dieser Erscheinungsform ist *Absence.*

Dieser Zustand kann jedoch auch länger anhalten und ernstlicher werden, so daß der Patient

mit aufgerissenen Pupillen, unempfänglich für alle Eindrücke liegt oder kniet. Man nennt diesen Zustand epileptischen *Stupor*.

Dicht neben solchen Zuständen laufen andere, bei denen das gewöhnliche, klare Bewußtsein einer Art träumenden *Unterbewußtseins* Platz macht. Der Patient kann alle vernünftigen Handlungen vornehmen, seinem Berufe nachgehen, Reisen unternehmen usw., aber sein Bewußtsein ist das eines Mondsüchtigen. Plötzlich kann er wieder klar werden. Vom Unterbewußtsein geleitet, hat er vielerlei ausgerichtet, vielleicht Verbrechen, wie Mord, Notzucht, Brandstiftung begangen, ohne die leiseste Erinnerung daran zu haben. Dieser Zustand kann von langer Dauer sein. Berühmt ist ein Fall, wo ein Pariser Kaufmann erst zu sich kommt, als er sich auf der Reede von Bombay befindet. So weit ist er in seinem *Dämmerungszustand* gereist.

Eine besondere Art der Störung sind die *Sprachstörungen.* Sie können als Drang zum Aussprechen gewisser Worte auftreten. Féré erwähnt einen Patienten, dessen einziges Krankheitssymptom viele Jahre lang war, daß er häufig das Wort „Maria“ aussprechen mußte — was zu peinlichen Szenen Anlaß gab, da seine Gattin diesen Namen nicht trug. Später bekam er reguläre epileptische Anfälle. Das zeigt, wie gering sich die Krankheit lange Zeit hindurch ausdrücken kann.

Andere sind gezwungen, Worte und Wortbrocken oder kurze Satzteile ohne Sinn aufzusagen. Eine Schilderung dieses Phänomens aus dem Altertum kann man in Pauli genauer Darstellung vom „Reden mit Zungen“ in I. Kor. XIV. finden. Paulus — sowohl wie die Griechen und Römer — betrachteten die Krankheit als heilig, als eine Äusserung „des Geistes“. Religiöse Erregung kann derartiges wie andere Anfälle hervorrufen. Unter Sekten, die „Erweckung“ betreiben, floriert das Reden mit Zungen — so augenblicklich in Wales, wo der junge Prophet Roberts* das unterste zu oberst kehrt.

Als das in religiöser Hinsicht eigentümlichste steht jedoch der Dämmerzustand mit *Delirien,* die in der Regel religiös gefärbt sind. Der Kranke liegt oder wirft sich in namenlosem Entsetzen, und die Angst ruft grauenerregende Augentäuschungen hervor. Er sieht z. B. einen schwarzen oder roten Mann, der ihm zu Leibe will; er sieht Heere von Kriegern, die in konzentrischen Kreisen aus der Wand herauskommen und auf ihn loskommen; es wird auf ihn geschossen; er sieht Feuer und Blut; er watet in Blutseen; er sieht die Flut rings um sich her ansteigen, so daß er umkommen muß; er hört die Posaunen des Weltgerichts oder Toten-

* Dieser [an Paranoia leidende] Geisteskranke soll 40000 Menschen bereits zu seinen Anhängern zählen. (Anmerk. des Übersetzers.)

glocken; er riecht Schwefel, schmeckt Blut oder Tinte. Oder er sieht den glühenden Höllenabgrund vor sich, sieht Teufelsscharen, hört eine deutliche Stimme von oben, daß er verdammt sei. Dann kann die Szene einen Augenblick wechseln. Jetzt glaubt er sich plötzlich im Himmel, jubelt und singt Psalmen. Er sieht die Engel, Gott Vater, Christus. Oder er erklärt sich feierlich für Gott, für Christus, für den heiligen Geist usw. Er soll über die Welt zu Gericht sitzen, eine neue Welt schaffen, ist unbeschreiblich selig — bis ihn alle Höllenschrecken wieder überfallen und er sich mit Tod oder Teufel schlägt und zankt. Bei diesen Delirien kann in den höheren Stadien der Patient so bewußt sein, daß Laien keineswegs glauben, sie haben einen Geisteskranken vor sich, sondern das Ganze für eine religiöse Inspiration halten. Das ist z. B. klar bewiesen in betreff Lazzerettis.

In den Zwischenzeiten dieser krankhaften Formen und Zustände kann der Patient vollkommen klar sein, und kein Laie ahnt, daß er es mit einem Geisteskranken zu tun hat. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Krankheit, daß sie das Gemütsleben vor dem Gedankenleben angreift. Der Patient ist sogar zu hervorragenden Geistestaten befähigt. Männer wie Cäsar und Napoleon waren ja Epileptiker. Diese scheinbare Gesundheit ist für die Epileptiker übrigens die größte Gefahr, eine Gefahr, die manch einen Unschuldigen aufs

Schafott gebracht hat. Denn wie er Verbrechen begeht, die er nicht ahnt, bekommt er zu anderen Zeiten die fixe Idee, sich des Mordes und der Sittlichkeitsverbrechen anzuklagen, die er niemals begangen hat. Kräpelin führt Beispiele von Urteilen an, die an Epileptikern vollstreckt wurden wegen Verbrechen, die, wie sich später herausstellte, gar nicht begangen wurden. Das zeigt, wie leicht es einem Epileptiker fällt, die Menschen von seiner Gesundheit zu überzeugen. Übrigens sind unsere eigenen Arbeitshäuser voll von Epileptikern, was genügend wäre, um zu zeigen, wie faul es mit moderner Rechtspflege steht. Gefängnisse für Geisteskranke! Ganz wie in Marokko!

Eine genauere Betrachtung wird jedoch zeigen, daß der Kranke selbst in den klaren Zwischenzeiten eine Reihe fester Charaktereigenschaften darbietet, die mehr oder minder ausgesprochen sein können.

Zuerst müssen wir die unmotivierte *Angst und Schwermut* nennen, die gewöhnlich gleich des Morgens eintritt, oft nach Pollutionen und wollüstigen Vorstellungen. Späterhin am Tage können diese Empfindungen in ihr Gegenteil umschlagen. Der Patient ist überhaupt solchen *plötzlichen Stimmungsumschlägen* unterworfen. Er ist launisch und unzuverlässig als Freund. Gewöhnlich ist er verdrießlich, eigensinnig, rechthaberisch, brutal, ein Haustyrann seiner Familie. Aber diese Charakter-

züge können unmotiviert in eine ebenso überströmende Liebenswürdigkeit umschlagen. Dieselbe Person kann feige und vor Tollkühnheit blind sein. Es stecken unlösbare Gegensätze in der Natur des Epileptikers.

Seine Angst, die ihn zur Selbstanklage und zum Sündenbewußtsein, zur Annahme von Familien- oder Volksschuld führt, sowohl wie sein Gefühl, andern zur Last zu sein, treibt ihn in die *Religiosität* hinüber. Eigentümlich für den Geisteskranken dieser Art ist es, daß er stets auf einem guten, kameradschaftlichen Fuße mit Gott steht, der ihn bestimme, *für andere zu leiden* und die Welt zu *reformieren.* Diese Fürsorge für andere wird jedoch durch einen oft brutalen Egoismus und eine Unempfindlichkeit für die Leiden andrer verunziert.

Die dritte Eigentümlichkeit ist das krankhafte *Selbstgefühl* und *Größenwahndelirium* des Epileptikers. Er ist ein Egoist, ein Egoarch. In dieser Verbindung muß man seine häufigen *Zwangs*vorstellungen hervorheben, die plötzlich eines Tages in ihm aufschießen und ihn sein ganzes Leben lang beherrschen können, so daß er sie konsequent durchführt. Er hält sich für den König von Serbien, für den Messias, für einen göttlichen Abgesandten. Auf dieser fixen Idee führt er dann oft sinnreiche Systeme auf und erfindet romanhafte *Stammtafeln.* Die Journale der Geisteskranken

sind voll von diesen Dingen. Die Systematisierung ist einer der sichersten Züge hoffnungsloser Krankheit.

Angst, gewohnheitsmäßige Unzufriedenheit und Lebensüberdruß machen den Epileptiker *unbeständig.* Er kann sich nicht festen Regeln unterordnen, sich nicht an eine Tätigkeit binden. Er ist gewaltiger Kraftanstrengungen und Kraftproduktionen fähig, die gesunde Arbeiter ganz in den Schatten stellen, z. B. auf geistigen Gebieten — aber dann hinterher muß er Veränderung haben. Oft wird er *Vagabund,* muß beständig den Aufenthalt wechseln, und so gleitet er leicht unter dem Einflusse des für ihn besonders gefährlichen Alkohols in die Verbrecherklasse hinab, wo so viele seiner unglücklichen Eigenschaften ihm den Platz anweisen.

Oft ist er abnorm in seinem *Geschlechtsleben.* Häufig ist er ein Asket, der doch wiederholt dazu geneigt ist, ohne normale Befriedigung in stark sinnlichen Phantasien zu leben. Oder auch, er verfällt zügelloser Sinnlichkeit und Perversitäten wie Onanie, dem Hange, sich vor Kindern und Weibern öffentlich zu entblößen, Notzucht zu üben, Feuer anzulegen, was für ihn alle physischen Wirkungen eines Beischlafes mit sich führen kann. Es muß stark unterstrichen werden, daß ihm die handgreifliche Wirklichkeit leicht grau vorkommt, weil sie sowohl an Genuß wie an Schrecken weit hinter seinen eigenen, über eine unendlich

reichere Skala spannenden Vorstellungen zurückbleibt. Dies ist bei der Beurteilung der Idealität, Weltflucht und Askese vieler religiöser Schwärmer mit in Betracht zu ziehen. Perversität und Askese sind leibliche Geschwister.

Neben diesen seelischen Besonderheiten müssen wir noch auf einige körperliche aufmerksam machen. Die Kranken kennen eine Reihe Symptome, die auch Vergiftungen zu begleiten pflegen, wie Kopfschmerzen, Schwindel, Brechen, Ermattung. Eine Merkwürdigkeit sind die gewaltigen Schweißanfälle, die viele Forscher mit dem klassischen epileptischen Anfall gleichstellen.

Im Verlaufe der Krankheit tritt eine wachsende, allgemeine Entartung ein. Das Reden des Patienten wird mehr und mehr weitläufig, gleichzeitig damit, daß es immer zu gewissen festen Ideen zurückkehrt. Er büßt die Fähigkeit ein, neue Vorstellungen aufzunehmen und zu bearbeiten und sich einen gesunden Überblick zu bilden. Kleine Ereignisse, besonders wenn sie ihn selbst angehen, werden zu Weltbegebenheiten, um welche alle seine Gedanken kreisen. Selbst der hochbegabte Epileptiker ist nur frei wie ein gebundenes Pferd, genial in seinen Krummsprüngen, aber gebunden durch seine feste Idee, er ist wie die Mücke, die wild dieselbe Flamme umkreist, bis sie selbst von ihr verzehrt wird. Die Ideen werden weniger und

weniger; er selbst und seine Familie bilden beständig das Zentrum darin.

Gleichzeitig schwinden alle ethischen und ästhetischen Gefühle und Urteile. Er wird grausamer, brutaler, sogar verbrecherisch. Er wird reizbar und gerät in gefährliche Tobsuchtsanfälle, wird mißtrauisch und boshaft in seiner Beurteilung der Welt. Endlich wächst die Anzahl der Angstanfälle, der Zwangsvorstellungen, der Verfolgungsideen, der Halluzinationen. Dieses Bild gilt jedoch nur für die am härtesten Mitgenommenen und für die, die die Bahn zu Ende laufen dürfen. Viele begehen Selbstmord, die meisten büßen das Leben bei einem Anfall ein.

Es scheint, als ob Aufklärung, Kultur und religiöses Gleichgewicht oder religiöse Gleichgültigkeit ein nützliches Gegengewicht gegen die Krankheit üben. Der französische Arzt Hyvert hat so nachgewiesen, daß die religiös gefärbten Geisteskrankheiten auf dem Lande weit zahlreicher sind als in den Städten.

Dieser kurze Leitfaden der Epilepsie hat dargetan, daß das, was für die religiösen Seher besonders bezeichnend ist, ebenso eigentümlich für die epileptischen Geisteskranken ist.

Damit ist keineswegs bewiesen, daß die beiden Erscheinungen sich decken. Ein solcher Nachweis

kann nur dadurch geschehen, daß man diese Männer einzeln für sich mit dem uns von der Arzneiwissenschaft überlieferten Krankheitsbilde vergleicht, und wir verlangen vorläufig nicht, daß das Resultat über einen der besonders Untersuchten hinaus Gültigkeit haben soll.

Wir wenden uns zuerst den alttestamentlichen Propheten zu, und damit man mich nicht beschuldige, die Aufgabe allzu leicht zu nehmen, beginnen wir mit einem der höchsten Repräsentanten der jüdischen Prophetie, mit dem Propheten *Jeremia.*

Wie die anderen Propheten zieht Jeremia seine Prophezeiungen nicht bloß aus Naturphänomenen wie Dürre oder aus Träumen, woran nichts Abnormes ist, sondern zugleich aus Halluzinationen, die er deutet. Er hört Stimmen und hat Gesichte. Bald ist es ein Topf, der gen Süden überkocht und natürlich als Feind von Norden her ausgelegt wird; bald sieht er Männer mit leichenblassen Gesichtern, die Hände an den Hüften wie gebärende Weiber, was für Jakob eine Zeit der Angst bedeutet (XXX). Malerisch schildert er den Schwindel während seiner prophetischen Delirien: „Ich bin wie ein Trunkener, wie ein Mann, den der Wein übermannt hat.“ Oder er schildert den Zustand als einen Anfall, der keinen Irrtum aufkommen läßt: „Oh meine Eingeweide, meine Eingeweide! Ich könnte mich vor Schmerzen krümmen! Oh meines

Herzens Wände! Mein Herz tobet! Ich kann nicht stille sein. Denn du hörest den Trompetenklang, meine Seele, des Krieges Alarmruf" (IV, 19).*

Es gebe genug der Propheten und Priester in Israel, aber sie seien alle ohne Ausnahme voller Lügen und Bosheit — und der Prophet spart nicht mit Verwünschungen jener. Jeremia dagegen — er sei Jahves besonderer Freund, der einzige, an dem etwas ist in Israel. Deshalb sind alle die anderen seine Feinde. Jahve sagt zu ihm (I, 18): „Denn Ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande. Daß, wenn sie gleich wider dich streiten, dennoch nicht sollen wider dich siegen; denn Ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dich errette."

Jeremia scheint auch ein Asket zu sein. Er berichtet (XVI, 1), daß Jahve ihm verboten habe, sich zu vermählen und Familie zu zeugen, da das ganze Volk zu Tode gepeinigt werden und als Dünger auf dem Felde liegen solle.

Gegen alle diese Prophezeiungen wenden seine Zeitgenossen allerdings ein, daß sie nicht in Erfüllung gehen.

---

* Luther übersetzt: „Wie ist mir so herzlich weh! Mein Herz pocht mir im Leibe, und habe keine Ruhe; denn meine Seele höret der Posaune Hall und eine Feldschlacht." (Anmerk. des Übersetzers.)

Er leidet an Verfolgungsideen und *Angst*-anfällen: „Selbst alle die, *mit denen ich Freundschaft pflog,* lauern auf einen Fehltritt von mir vielleicht läßt er sich narren, so wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen“ (XX, 10).* Er ist überzeugt, daß das ganze Volk ihm zu Leibe will, geht in einer ewigen Angst.

Das Bild wird vollendet durch eine Betrachtung seines schwermütigen, menschenscheuen und menschenfeindlichen, selbstsüchtigen, brutalen, teilnahmslosen Charakters.

Ab und zu macht er seinem Lebensüberdrusse Luft: „Ach meine Mutter, daß du mich geboren hast, wider den jedermann hadert und zankt im ganzen Lande! Hab ich doch weder auf Wucher geliehen noch genommen; doch flucht mir jedermann“ (XV, 10). „Warum doch bin ich aus dem Mutterschoße hervorgekommen, um Mühsal und Kummer zu erleben und daß in Schande meine Tage vergingen.“

Mißtrauisch und menschenfeindlich zieht er sich in die *Einsamkeit* zurück (Kap. XV) und wacht nur jedesmal auf, wenn „Jahves Hand“ auf ihn fällt. Dann erliegt er seinen *Wut*paroxismen: „Ich bin voll von Jahves Zornesglut. *Vergebens bestrebe*

---

* Luther übersetzt: „Hui, verklagt ihn! Wir wollen ihn verklagen!“ sprachen alle meine Freunde und Gesellen, „ob wir ihn übervorteilen und ihm beikommen mögen und uns an ihm rächen.“ (Anmerk. des Übersetzers.)

ich mich, sie zurückzuhalten.* Schütte sie aus, über Kinder auf der Gasse und über die Mannschaft im Rat miteinander; denn es sollen beide, Mann und Weib, beide, Alte und der Wohlbetagte, gefangen werden" (Kap. VI). Ein geistiger Berserkergang, ein blindes Wüten! Er betet zu Gott: „Der Heerscharen Jahve! Laß mich deine Rache an ihnen sehen!" (XX, 13). „Laß sie zuschanden werden, die mich verfolgen, und mich nicht; laß den Tag des Unglücks über sie kommen und zerschlage sie zwiefach!" (XVII, 18). „So strafe nun ihre Kinder mit Hunger, und laß sie ins Schwert fallen, daß ihre Weiber ohne Kinder und Witwen sein, und ihre Männer zu Tod geschlagen, und ihre junge Mannschaft im Streit durchs Schwert erwürget werde" (XVIII, 21). Alles auf Grund der „todbringenden Pläne gegen den Propheten". Wenn jemand trauert über den Tod in der Familie, verbiete Gott ihm, dorthin zu gehen und sein Mitleid zu erkennen zu geben (XVI, 5). Wenn jemand ihn persönlich kränkt, rennt er ihm sogleich eine *Verwünschung* in den Leib.

So ist der Mann, auf den Jahve seine Liebe geworfen, der einzige, den er in Israels ganzem Volk liebe.

Wir begreifen da, daß Semaja dem Priester

---

* Diese Worte übersetzt Luther: „Darum bin ich von des Herrn Dräuen so voll, das ich's nicht lassen kann."

Zefanja auf folgende Weise schreiben konnte: „Der Herr hat dich zum Priester gesetzt anstatt des Priesters Jojada, daß ihr sollt Aufseher sein im Hause des Herrn über alle Wahnsinnige und Weissager, daß du sie in den Kerker und Stock legest. Nun warum strafest du denn nicht Jeremia von Anathoth, der auf prophetischem Irrwahn bei euch ertappt worden“* (XXIX, 26).

Semaja stellt hier Jeremia als einen Verrückten hin. Und die Zeitgenossen hatten recht. Alles, was wir von Jeremia wissen, bürgt dafür, daß er ein epileptischer Geisteskranker war.

Was *Hesekiel* betrifft, so liegt die Sache ebenso unbestreitbar am Tage. Bei ihm mögen einzelne Züge in die Richtung der Hysterie weisen, eine Krankheit, die, wie wir gesehen haben, mit der Epilepsie Hand in Hand gehen kann.

Bei Hesekiel treten die Halluzinationen mehr in den Vordergrund als bei Jeremia, und sie haben einen mehr ausgeprägt krankhaften Charakter. Wir bemerken, daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten — in der Regel am fünften des Monats — eine bereits von den Alten beobachtete Eigentümlichkeit der Epilepsie , weshalb sie von ihnen auch Monatskrankheit genannt wurde. Feuer spielt in den Visionen eine charakteristische Rolle. Er sieht mehrere Male einen Mann, der

* Diese letzten Worte lauten bei Luther: „der euch weissagt.“ (Anmerk. des Übersetzers.)

nach oben hin wie glänzendes Erz ist, aber bis zu den Hüften in Flammen steht. Er fühlt, wie sich eine Hand ausstreckt und ihn an den Haaren hochhebt — ein stets wiederkehrender Zug in epileptischen Krankengeschichten. Nach dem ersten Gesicht ist er schwermütig, starrt sieben Tage vor sich hin. Er *fällt* bei den Anfällen um, aber „der Geist“ hebt ihn wieder empor.

Er ist periodisch lahm und stumm (Kap. III—IV und XXXIII), aber „wenn Jahves Hand auf ihn fällt“, bekommt er seine Sprache, ganz wie diejenigen, die „von einem stummen Geist besessen“ waren, d. h. die Hysteriker oder die Epileptiker.

In seinem Leiden sieht er nach Art der Epileptiker ein *Leiden für die Menschheit.* Den klarsten Begriff von seiner Geisteskrankheit erhält man vielleicht, wenn man den Anfang des 4. Kapitels liest: „Und du, Menschenkind, nimm einen Ziegel, den lege vor dich und entwirf drauf die Stadt Jerusalem; und mache eine Belagerung drum, und baue ein Bollwerk drum, und schütte einen Wall drum, und mache ein Heerlager drum, und stelle Sturmböcke rings um sie her. Vor dich aber nimm eine eiserne Pfanne, die laß eine eiserne Mauer sein zwischen dir und der Stadt, und richte dein Angesicht gegen sie, und belagere sie. Das sei ein Zeichen dem Hause Israel.“ (!)

„Du sollst dich auf deine linke Seite legen, und die Missetat des Hauses Israel auf dieselbige

legen; so viel Tage du darauf liegest, so lange sollst du auch ihre Missetat tragen. Ich will dir aber die Jahre ihrer Missetat zur Anzahl der Tage machen, nämlich dreihundertundneunzig Tage; *so lange sollst du die Missetat des Hauses Israel tragen.* Und wenn du solches ausgerichtet hast, sollst du danach dich auf deine rechte Seite legen, und *sollst tragen die Missetat des Hauses Juda vierzig Tage lang;* denn ich dir hie auch je einen Tag für ein Jahr gebe. Und richte dein Angesicht und deinen bloßen Arm wider das belagerte Jerusalem und weissage wider sie. Und siehe, ich will *dir Stricke anlegen*, daß du dich nicht wenden mögest von einer Seite zur andern, bis du die Tage deiner Belagerung* vollendet hast."

Hesekiel ist vielleicht doch weniger menschenfeindlich als Jeremia. Wir sehen ihn zwischen den Vornehmen sitzen (Kap. VIII). Wir hören ihn ab und zu lichtere Weissagungen machen, aber in der Regel bedient er sich der Worte Feuer und Schwefel, Blut, Pest und Heere, der *Drohungen* gegen das Heiligtum, gegen Jerusalem und die umwohnenden Völker. Namentlich geht es über die Propheten aus. Jeder Prophet betrachtet unweigerlich alle die anderen als Lügenpropheten. Priester, Propheten und Prophetinnen haßt er vor allen anderen.

---

* Gemeint ist „Einschnürung". (Anmerk. des Übersetzers.)

Es würde uns zu weit führen, die mindestens drei Verfasser von „Jesaja“ oder Amos, Hosea usw. zu besprechen. Auch in betreff dieser läßt sich das Krankheitsbild nachweisen. Bezüglich anderer müssen wir den Versuch allein nur aufgeben, weil das Material zu gering ist.

Dagegen ist es wohl wert, einen Blick auf die zeitgenössische Würdigung der Propheten zu werfen. Man darf nicht glauben, daß die Menschen eine hohe Meinung von ihnen hatten. Wie selbst der große Jeremia mit Verrückten zusammengestellt wird, die gebunden werden sollen, so hören wir schon weit früher (II. Kön. 9^{11}), daß die Propheten geradezu als *verrückt* bezeichnet werden. Als Amos nach seiner „Berufung“ (seinem ersten Anfall) nach Bethel kommt, verwahrt er sich energisch dagegen, ein Prophet oder ein Prophetenjünger zu sein. Wir haben auch früh (I. Sam. 10 und 19) Beschreibungen darüber, daß die Propheten sich wie berauscht gebärden und andere, z. B. Saul, anstecken, der geistesgestört wird, sich auskleidet und sich einen Tag und eine Nacht nackt zwischen die Propheten legt. Von Elisa und Saul hören wir, daß sie durch Musik in Ekstase geraten. Wir können hier nicht umhin, an die epileptischen Moriaanfälle zu denken.

Schon die ältesten Prophetensagen wissen von der herzlosen *Grausamkeit* der Propheten zu erzählen. Von Elias wird berichtet, daß er 400

andere Propheten schlachtet, die er durch Gottesurteil besiegt hat. Elias wird zu einem Schreckbilde. Als die Knaben ihm „Kahlkopf“ nachrufen, kann das nicht durch weniger gesühnt werden als durch eine Verwünschung, die zur Folge hat, daß Bären aus dem Walde hervorstürzen und 42 Knaben fressen. So illustriert die Sage die Auffassung des Volkes.

Bei so vielen Propheten und Prophezeiungen, die oft in ganz entgegengesetzter Richtung gehen, kann es nicht wundernehmen, daß hin und wieder etwas eintrifft, und sein Urheber berühmt wird. Aber die Erfahrung des Judentums scheint auf zwei Dinge hinauszulaufen: Die gewaltsamen Drohungen und Voraussagungen der Propheten lügen, und: die Propheten sind herzlose Menschen. Daß die Propheten lügen, sagen sie gegenseitig von sich aus — und wie soll man zwischen wahren und falschen unterscheiden können, da sie ja alle samt und sonders bekundetermaßen fehlen. Erst bei Deuterosacharja (Sacharja XIII) erschallt das Urteil über sie alle. Jahve sagt: „ich will alle die Propheten ausrotten und den unreinen Geist aus dem Lande treiben.* Wenn jemand weiter weissaget, sollen sein Vater und Mutter, die ihn gezeuget haben, zu ihm sagen: du sollst nicht leben, denn

* Luther übersetzt: „Dazu will ich auch die Propheten und unreinen Geister aus dem Lande treiben.“ (Anmerk. des Übersetzers.)

du redest Falsches im Namen des Herrn; und werden als Vater und Mutter, die ihn gezeuget haben, ihn zerstechen, wenn er weissaget.“ Das Ärgernis, das man an dem Blutdurst der Propheten nahm, kommt in der kleinen Prophetenanekdote zum Vorschein, die im Kanon unter dem Namen des Propheten Jonas aufgenommen ist. Darin weist Jahve den schadenfrohen Propheten zurecht, der sich auf die Zerstörung Ninives und die Ausrottung seiner Bewohner wie auf einen Festtag freut, während er recht ängstlich um seinen eigenen Kürbis besorgt ist. Das klingt wie ein Seitenstück zur Sage von Abrahams großmütigen Bitten für die von Gott dem Untergang geweihten Städte — die Botschaft eines Geistes, der edler als der der Propheten war.

Die Juden des Zeitalters haben uns einen Weg zum Verständnis dieser religiösen Persönlichkeiten gewiesen, die untereinander eine so einförmige Wiederholung bilden und durch mannigfaltige Züge eine gegenseitige Gleichartigkeit darbieten, die zwischen gesunden Menschen nur schwer denkbar ist. In dem Augenblick, wo wir den Winken der Zeitgenossen folgen und diese Gottesstreiter als gemütskrank, als Epileptiker ansehen, verstehen wir die wechselseitige Gleichheit, das ganze Phänomen. Wir finden alle Hauptzüge der Krankheit wieder: die Selbstüberschätzung, die eigentümliche Religiosität, die Halluzinationen,

die Gewaltsamkeit, die Menschenfeindschaft. Wir finden als die erklärende Grundform die Angst wieder. Sie ruft auf einmal die Vorstellung von Gefahr und Untergang hervor, von „Jahves Tag“ für Volk und Reich, und die entsetzlichen Kriegs- und Gerichtshalluzinationen, deren man sich erinnert und die man auslegt als drohende Weissagungen. Die Angst vor der nächsten Umgebung, die als feindlich aufgefaßt wird, setzt sich in gewaltige Verwünschungen um. Und das Selbstgefühl, das keine Ebenbürtigen duldet, erklärt den besonderen Haß gegen Propheten und Priester.

Unsere Lösung des Prophetenproblems ist denn bloß eine Weiterführung der bereits im Alten Testament selbst ausgesprochenen Gedanken, und diese Lösung erklärt das Erscheinungsbild in seinen kleinsten Einzelheiten.

Auch die Griechen haben schon ihre Orakelprophetie mit Epilepsie („der heiligen oder göttlichen Krankheit“) in Verbindung gesetzt. (Féré: Les épilepsies p. 2).

Nachdem wir uns mit den alten Propheten beschäftigt haben, liegt die Versuchung nahe, uns dem Orient zuzuwenden und einen Blick auf *Buddha* zu werfen, den Stifter einer der großen Weltreligionen. Was die Tradition von ihm zu berichten weiß, zeigt auch bestimmt in die Rich-

tung der Epilepsie. Ich gehe jedoch auf diese Untersuchung nicht näher ein, da ich es für lohnender halte, mich auf soliderem historischen Boden zu bewegen.

Ich wähle denn *Paulus,* einen Mann, dessen ungeheuren Einfluß und welthistorische Bedeutung niemand bestreiten wird.

Daß er trotz seiner Größe ein epileptischer Geisteskranker war, ist längst von Irrenärzten bekundet und geht mit unwiderlegbarer Klarheit aus den Dokumenten hervor — aus seinen eigenen Briefen.

Er schildert seinen ganzen leidenden Zustand als eine „Machtlosigkeit", als „einen Pfahl im Fleisch" (II. Korr. 12). Es sei derart, daß er sich denken könne, deshalb geringgeschätzt zu werden (Gal. IV). Es brächte es mit sich, daß „die Gegenwärtigkeit seines Leibes" einen kraftlosen Eindruck mache (II. Korr. 10). Er schildert seinen Anfall malerisch durch das Bild: „Satanas Engel schlägt mir ins Gesicht." Verglichen mit all den späteren Zügen kann das nur Krampfanfall oder Bewußtlosigkeit bedeuten.

Sein Anfall kann von Halluzinationen („Gesichten und Offenbarungen") begleitet werden. Besonders berühmt ist der Anfall, den er auf dem Wege nach Damaskus hatte. Er wird dreimal bei den Taten der Apostel erwähnt als ein Anfall, während dessen er zur Erde fällt, Gesichte hat, Stimmen

hört, die Sehkraft einbüßt und drei Tage wie gelähmt ist. Er selbst schildert den Anfall in II. Kor. 12. Er sei zum Himmel entrückt worden, ja zum Paradiese, wo er hörte „unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann". Es werden auch verschiedene andere Gesichte und Offenbarungen erwähnt, die Paulus gehabt hat. Daß sie auf ihn einen starken Eindruck gemacht haben, ist sehr natürlich. Aber sie unterscheiden sich in keiner Hinsicht von den „Gesichten und Offenbarungen", die Tausende und aber Tausende von Epileptikern gehabt haben und noch haben.

Paulus ist auch nicht mit den charakteristischen Anfällen von Angst und Todesfurcht unbekannt. Er erwähnt öfter seine unbestimmten „Ängste". Gewöhnlich setzt er sie mit Nachstellungen in Verbindung. Er ist (Ap. XXI, 13) — wie Jesus — willig sich „binden zu lassen und zu sterben in Jerusalem". Seine Angst zeigt sich jedoch unbegründet. Auf der Reise nach Rom hat er wieder Todesahnungen und prophezeit bei Kreta seinen Begleitern, daß eine ganze Menge von ihnen ums Leben kommen soll (XXVII, 10). Seine Prophezeiung geht jedoch keineswegs in Erfüllung, weshalb er nach einer Vision eine neue Prophezeiung in ganz entgegengesetzter Richtung verkündet: sie sollen gerade *nicht* sterben. In seinen Unglücksprophezeiungen, in seinem Pech,

daß sie nicht in Erfüllung gehen, erinnert er also ganz an die alten Propheten.

Paulus gibt uns auch Anlaß, auf das eigenartige Phänomen des „mit Zungen reden“ näher einzugehen. Selbst erklärt er, daß es ein Reden sei, das keiner fasse (I. Kor. XIV, 2). Einer, der in die Gemeinde käme und sie mit Zungen reden hörte, müßte den Eindruck haben, es seien Unsinnige (I. Kor. XIV, 23). Er stellt diese Art Reden in Gegensatz zum Reden mit Sinn (I. Kor. XIV, 19).

Aber wenn dieses Phänomen den Eindruck der Geisteskrankheit macht, so *ist* es wohl Geisteskrankheit. Es ist um so viel mehr Grund zu dieser Meinung, als der epileptische Geisteskranke ja, wie erwähnt, gerade derartige Züge darbietet. Ich greife ohne Unterschied zu einer von Krafft-Ebing mitgeteilten Krankengeschichte: „Am 13. Mai 77 stellt sich im Verlaufe eines Stuporanfalls ein mehrtägiger motorischer Erregungszustand ein, in welchem der ganz bewußtlose Kranke tanzt, sich zwangsmäßig im Kreise dreht, am ganzen Körper zittert, verbigeriert und im Predigerton endlos in einem neuen, unverständlichen nur Bruchstücke verstümmelter deutscher Worte enthaltendem Idiom spricht.“ Also er macht den Eindruck, ein Geisteskranker zu sein; er predigt in seiner eigenen, privaten Mundart; keiner versteht ihn. Es liegt also hier kein Unterschied vor. Was die ältesten Christen dem Einflusse des Geistes zuschrieben,

war Geisteskrankheit. Das Phänomen hielt sich, solange das Christentum als ein neues Erwecken über die Menschen kam. Später trat es innerhalb des Christentums zurück. Aber innerhalb der Sekten (englischen und amerikanischen), die diese krankhaften Erscheinungsformen ausbilden, treten sie beständig auf; die künstliche Erregung bringt die Krankheit bei den Epileptikern der Gemeinde zum Ausbruch. Daß es so viele dieser Fälle in den ersten Zeiten gab, ist dadurch zu erklären, daß die religiösen Geisteskranken stets die Ersten sind, die sich um eine neue Lehre scharen.

Nun war Paulus der erste aller „Zungenredner“ (I. Kor. XIV, 18: „Ich danke meinem Gott, daß ich mehr mit Zungen rede denn ihr alle“) und bringt dadurch ein neues Argument dafür, daß er ein epileptischer Geisteskranker gewesen war.

Diese Feststellung seiner Krankheit bekommt durch die Betrachtung seines Charakters eine weitere Bestätigung.

Zuerst ist sein ganzes krankhaftes Selbstgefühl auffällig. Lest namentlich den Galaterbrief, wie er darauf pocht, daß er, Paulus, der Jesus nicht einmal gekannt, geschweige gesehen hat, weit besser Bescheid wisse, als die alten Apostel, die beständig dem Meister folgten. Sie haben ihm nichts Neues zu lehren. Er hat sogar selbst Petrus, den Apostelfürsten in eigner Person ganz artig in die Schule genommen, weil er den alten Leugner auch auf

„Heucheln“ ertappte. Es bietet sich uns da wahrhaftig das verblüffende Bild, daß Paulus, der das ganze Christentum getragen, ja dessen Lehre es ganz anders durchsäuert hat als Jesu eigene, die von neuen Dogmen — die keinen mehr als Jesus in Erstaunen gesetzt hätten — in Schatten gestellt wird, daß dieser Paulus, sage ich, mit *Geringschätzung* für die apostolische Tradition eine ganz neue Religion auf Grundlage einiger epileptischer Halluzinationen aufbaut.

Wie er selbst Jesus nachahmt, stellt er *sich selbst* als Muster der Nachahmung auf. *„Trachtet mir zu gleichen“* (I. Kor. IV, 16). Selbst seine Krankheit ist etwas, dessen er *sich rühmen* muß. Das verhindert ihn natürlich doch nicht, sich auch seiner Demut zu rühmen. Man fühlt sich versucht, in Analogie mit Kierkegaards „sympathischer Antipathie“ den Begriff „demütiger Hochmut“ zu bilden, für den in der Religionsgeschichte oft Verwendung ist.

Pauli *Gewaltsamkeit* äußert sich bereits vor seiner Bekehrung, als er „Drohung und Mord gegen des Herrn Jünger atmete“. Später fand sie Ablauf gegenüber den anderen Aposteln „Irrlehrern“ und „Lügenaposteln“ — allen denen, die andrer Meinung sind.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Paulus *Asket* ist. Er sagt, daß er seine Enthaltsamkeit als ein Gnadengeschenk empfangen habe,

was also heißt, daß er keine „Brunst“, keine geschlechtliche Sehnsucht kennt, also krankhaft entwickelt, vermutlich impotent ist, und er wünscht, daß die Gemeinde — auch die Gesunden! — seine Krankheit nachahmen sollen.

Man könnte noch an seine *Unstetigkeit* erinnern. Beständig irrt er umher und wirkt für seine „Mission“. Bald strebt seine Sehnsucht nach Rom, bald nach Spanien. Nirgends hat er Ruh oder Rast.

Zum Schluß wollen wir bloß den Zwangsgedanken beleuchten, der wie ein roter Faden durch Pauli Entwicklung läuft und den Ausgangspunkt seiner Systematisierungen bildet: der Gedanke an die Auferstehung der Toten. Als guter Pharisäer war Paulus auch vor seiner Bekehrung Anhänger der Vorstellung, daß die Toten auferstehen. Aber das war ein Autoritätsglaube. Dann kommt die Vision, die Angst, die Gebete, und als er wieder zu sich selbst kommt, ist die Verwandlung vollzogen. Es ist eher ein Durchbruch als eine Bekehrung. Er sieht jetzt — ja er *erlebt,* daß Jesus auferstanden ist, und er begreift auf einmal, daß er hiermit den praktischen Beweis für dasjenige Dogma bekommen hat, für das er und die Pharisäer am allereifrigsten eintraten: denn ist Jesus auferstanden, dann ist ja allen Menschen die Auferstehung gewiß. Wir sahen ja, daß Paulus Jesus als einen Menschen betrachtet: „sintemal durch

einen Menschen der Tod und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt“ (I. Kor. XV, 21). Auf dieser Grundlage führt er sein ganzes System auf. Weshalb mußte Jesus — den er für den Messias hält — leiden? Um die Menschen von ihren Sünden zu erlösen. Konnte das Gesetz nicht erretten? Nein, das Gesetz vermehrt im Gegenteil die Sünde. Warum bekamen denn die Juden das Gesetz? Um zur Rettung durch den Glauben angetrieben zu werden. Warum sollen sie grade durch den Glauben und nicht durch Taten gerettet werden? Weil es Gottes ursprüngliche, zu Abraham ausgesprochene Bestimmung war. Warum mußte Jesus auferstehen? Als Bürgschaft dafür, daß auch andere Menschen auferstehen sollen — als „der Erstgeborne von vielen Brüdern“.

Das ist der Gedankengang der großen, unzweifelhaft echten Paulinischen Briefe. Man sieht sogleich, daß es der *Auferstehungsglaube* ist, der die ganze Maschinerie in Bewegung setzt.

Dieses konsequente Festhalten und Systematisieren einer einzelnen festen Idee ist auch typisch. Und besonders begreiflich ist die Verknüpfung dieses Gedankens mit dem Tode. Man wird unwillkürlich an ein Wort Johannes Holbeks erinnert: „All mein Denken über Leben und Tod entspringt eines einzigen Augenblickes — Todesempfinden.“ Diese Art Menschen grübeln über Tod und Auferstehung, weil sie Todesempfindungen kennen.

Und die Todesangst ist bei ihnen eine Äußerung ihrer Geisteskrankheit, die in betreff Pauli auch die Grundlage seines anderen typischen Zwangsgedankens ist: Gottes auserwählter Apostel zu sein.

Wir gehen weiter die Prophetenreihe durch, verlassen Juden und Christen, um uns dem Islam zuzuwenden. Hier finden wir abermals neue Bestätigung: der Glaube wechselt, aber das krankhafte, die Prophetie tragende Phänomen bleibt sich gleich.

Von *Muhammed* berichtet eine tausendjährige Tradition, daß er Epileptiker gewesen sei. Moderne Irrenärzte (bereits Skae im Journal of mental science 1874) haben von der in unsrer Zeit beträchtlich erweiterten Kenntnis der Krankheit aus dieselbe Diagnose gestellt. Wenn Buhl die Epilepsie abweist und Hysterie vorschlägt, weil Muhammed sich an seine Delirien erinnerte, so beruht das auf einer Verwechslung des klassischen, die Erinnerung ausschließenden Anfalls, mit den Delirien des Dämmerzustandes, deren sich gerade der Patient in der Regel erinnert, wenn auch oft bloß summarisch.

Einige meinen, daß Muhammed schon als Kind Konvulsionen gehabt hätte, und daß ihn aus diesem Grunde seine Beduinenamme zurückbrachte, da sie ihn für besessen hielt. Sicher ist es jedenfalls, daß er später epileptische Anfälle hatte, zu

Boden stürzte, bleich und rot wurde, während ihm selbst an kalten Wintertagen in großen Tropfen der Schweiß auf der Stirn hervortrat, wobei er röchelnd Atem schöpfend dalag. Diese Anfälle trugen in hohem Grade dazu bei, Vertrauen zu Muhammed zu erwecken. Es ist eine Krankheit, die bei Augenzeugen stets einen tiefen Eindruck hinterläßt. Auch Griechen und Römer hielten ja die Epilepsie für eine „heilige Krankheit".

Der Prophet hatte wie bekannt auch Halluzinationen, sah Erscheinungen, hörte Stimmen oder Glockengeläute. Wie gewöhnlich wurden diese Halluzinationen als Himmelsoffenbarungen ausgelegt, und sie bildeten dann die Grundlage des Koran. In seinem späteren Leben, wo die Anfälle seltener geworden zu sein schienen, prophezeite er jedoch frei auf eigene Hand, ganz wie die großen Propheten, wenn sie stehenden Fußes einen göttlichen Fluch oder Segen als Lohn oder Strafe auf Freund oder Feind schleudern. Es liegt kein Betrug hierin. Der Prophet ist überzeugt davon, daß auch außerhalb der Visionen Gott aus ihm spreche: er weiß sich ja als Gottes auserwähltes Werkzeug.

Muhammeds Bekehrung rührt eben von einem der epileptischen Angstanfälle her, die den Patienten so häufig der religiösen Schwärmerei in die Arme werfen. In seiner unerklärlichen Angst sondert er sich von der Welt ab, lebt in Einsamkeit und tut Buße. Die Gesichte und Stimmen heben ihn zum

Himmel, aber wenn sie verschwunden sind, überfällt ihn die Angst aufs neue. Er geht mit Selbstmordgedanken um — wieder ein typischer Zug. Er sieht das Gericht nahe bevorstehen, sucht Erquickung im Gebet. Er teilt seinen Angehörigen mit, daß der Tag des Gerichts sich nahe: sie sollen beten. Er hält sich für besessen von einem bösen Geist, und später meinen seine Feinde dasselbe, während seine Gattin alles ins Gleichgewicht bringt dadurch, daß sie ihm die fixe Idee einimpft, die er mit Begierde ergreift: er sei seines Volkes Prophet!

Wir haben alle Hauptmerkmale des epileptischen Charakters. Zuerst seine bigotte Selbstüberschätzung, Selbstvergötterung. Er lebt in dem unerschütterlichen Zwangsgedanken, daß er ein himmlisches Werkzeug zum Stiften einer neuen Religion und zur Einleitung von Reformen sei. Er ist gewalttätig bis zur Grausamkeit da, wo ihm jemand widersteht. Wie die jüdischen Propheten die Priester und Propheten hassen, so haßt er bald mehr und mehr die Juden, in deren Glauben er einen gefährlichen Konkurrenten sieht. Namentlich wird man seiner grauenvollen Hinrichtung aller Männer des wehrlosen, jüdischen Kuraiza-Stammes gedenken, dessen Weiber und Kinder er zu Sklaven macht. Diese Grausamkeit ist wie so oft mit einem krankhaften Geschlechtsleben gepaart, das von Askese zur höchsten unersättlichen

Brunst hin und her schwingt, die selbst den Gläubigen schwer aufs Herz fiel. In seiner Entwicklung ist eine Art Knick, der ihn gleichsam in zwei verschiedene Personen teilt. Er gleitet in die gewöhnliche epileptische Entartung, die unweigerlich den moralischen und ästhetischen Sinn bricht zu gleicher Zeit, wo sie den geistigen Horizont einengt und Unfruchtbarkeit erzeugt.

Charakteristisch ist es auch, daß er — wie im Gegensatz dazu — Kindern und Freunden gegenüber eine überströmende Herzlichkeit kennt. Gerade durch diese Stimmungsumschläge und seine unerschütterliche Selbstsicherheit übt er einen dämonisch ergreifenden Einfluß auf seine Umgebung aus.

Und mehrere tausend Millionen haben ihr Leben auf den Delirien dieses epileptischen Geisteskranken gebaut.

Die Epileptiker zeigen meist keine Originalität in ihrem Zwangsgedanken. Sie greifen nach den Zukunftsgestalten, welche die Propheten verkündet haben. So gibt der eine Geisteskranke dem andern Autorität. Die Messiasgestalt leistet die Erfüllung der prophetischen Zukunftsgesichte. Wir können das Phänomen innerhalb aller drei Offenbarungsreligionen beobachten. Es gibt keine prophezeite Zukunftsgestalt, die nicht jedesmal aufs

neue aufgetreten wäre. Der Prophet kann ebenso sicher der Erfüllung seiner Prophezeiungen sein, wie daß er ein Echo findet, wenn er gegen das Gebirge ruft.

Um mit dem Judentum zu beginnen: man hat über ein halbes Hundert herausgefunden, die im Laufe der Zeiten sich für den Messias ausgegeben haben. Es kann deshalb nicht verwundern, daß ein einzelner von ihnen unter dem Eindruck dieses überwältigenden Reichtums an Messiassen die Lehre aufgestellt hat, daß durch eine Seelenwanderung der Messias immer von neuem wiederkomme. David, Elias, Jesus, Muhammed usw. sind alle Inkarnationen desselben Messias, also alle gleichberechtigt. Eine wirklich sinnreiche Lösung der Schwierigkeit! Von all diesen Männern hat keiner einen solchen Einfluß gehabt wie *Sabbatäi Zewi,* dem es noch zu seinen Lebzeiten glückte, den größten Teil des jüdischen Volkes im Glauben an sich zu sammeln. Er hat ein Vertrauen eingeflößt, mit dem Jesu Macht über die Zeitgenossen nicht einmal verglichen werden kann, und er soll noch heutigen Tages heimliche Anhänger haben.

Sabbatäi Zewi wurde 1626 in Smyrna geboren und starb 1676, war also ein Zeitgenosse Spinozas. Sein Vater war in einem großen englischen Handelshause angestellt, wo er beständig von den Tausendjahrserwartungen reden hörte, die sich im Jahre 1866 erfüllen sollten. Sein Sohn

Sabbatäi hörte von Kindheit an von diesen Hoffnungen. Er war eine stille, einsame Natur, die jede Gesellschaft scheute. Frühzeitig warf er sich auf das Studium der Kabbala, und beeinflußt von diesen Gedanken reift seine fixe Idee: das Himmelreich sei nahe. Er findet die Bestätigung in den Schriften: das Morgengrauen der neuen Zeit soll im Jahre 1648 anbrechen. Um diese Zeit offenbart er dann seinen Nächsten, daß er — der Messias sei. Die große Gelehrsamkeit des zweiundzwanzigjährigen Jünglings, seine asketische Lebensweise, sein einnehmendes Wesen, sein stilles, mystisches Auftreten, seine schöne Gesangstimme und seine körperliche Schönheit betören alle. Der Vater glaubt an ihn. Nicht am wenigsten ist man davon erfüllt, daß er in seiner Ehe wie ein Mönch lebt, so daß seine Gattin sich von ihm trennen muß. Als er sich später zum zweiten Male verheiratet, wiederholt sich dasselbe.

Aber trotz allem spricht das Rabbinerkollegium den Bannfluch über ihn aus. Dann irrt er in der Türkei und in Griechenland umher. Stets wird er oder glaubt er sich verfolgt, was ihn darin bestärkt, daß er der *leidende* Messias sei. Aber er ist jetzt vorsichtig: in all dieser Zeit *verheimlicht* er seine Messianität sorgfältig, aus Furcht vor Spott und Mißgeschick. Endlich findet er in Ägypten einen hochstehenden, reichen Beschützer, einen Mystiker, Kabbalisten und selbstquälerischen Asketen wie

er selbst. Gestärkt zieht er gen Jerusalem, um ein entscheidendes Mirakel abzuwarten. Man hält ihn für einen Heiligen. Er kann in den Nächten nicht schlafen, sondern verbringt sie, während er mit seiner klangvollen Stimme Psalmen und mystische Liebesgedichte singt, mit automatischem auf und nieder wandern in seiner Kammer, wo alle Lichter angezündet sind. Zwischendurch verfällt er unter Schluchzen und Tränenströmen in heiße Gebete. Lauter Züge, die für uns sein Krankheitsbild feststellen.

Bei einer Not der Gemeinde sendet man Zewi nach Ägypten, um einer Einsammlung vorzustehen. Er unternimmt die Reise zu Lande, was nicht verhindert, daß man bald Sagen von all den merkwürdigen Meereswundern vernimmt, die diese Reise begleitet haben sollen.

In Ägypten widerfährt ihm endlich etwas sehr Abenteuerliches. Eine hysterische, böhmische Jüdin ist als Waise in einem christlichen Kloster aufgenommen und erzogen worden. Eines Morgens finden einige Juden das junge Mädchen im bloßen Hemde auf dem Kirchhof sitzen. Ihres Vaters Geist habe sie aus dem Kloster weggeführt; man könne noch an ihrem Körper die blauen Male seiner Finger sehen. Die Juden nehmen sich ihrer an und versuchen sie zu einem Bruder in Amsterdam zu schaffen. Sie wird nun von der Offenbarung ergriffen, daß sie den künftigen Messias heiraten

solle, und von diesem Gedanken gepackt, durchwandert sie Europa, bis sie in Livorno liegen bleibt. Die schöne Sara verkauft ihren üppigen Körper; denn sie darf sich zwar mit keinem anderen als dem Messias verheiraten, wohl aber bis dahin, so gut es irgend anging, ihr Blut kühlen. Ihr Ruf dringt bis nach Kairo, wo auch Zewi meint, von ihr geträumt zu haben. Er sendet ihr Botschaft zu, sie kommt — und heiratet den Messias. Es ist eine heilige Ehe. Er nähert sich ihr niemals intim, lebt „rein“ wie mit seinen früheren Gattinnen und ist überzeugt, daß ihr unkeusches Leben eine besondere Prüfung des Himmels sei, in derselben Weise, wie der Herr Hosea prüfte, indem er ihm eine treulose Gattin gab.

Sara folgt ihm übrigens treu und gläubig. Ihre aufreizende Schönheit trägt ein erotisch gerichtetes Moment in den neuen Glauben hinein. Sie ist ihm und anderen eine Bestätigung seiner Messianität. Das ganze sinnlich-mystische Phänomen fängt Männer und Weiber: Sabbatäi kehrt heim nach Jerusalem als der anerkannte Messias.

Schon vorher hatte ihm ein Priester — vielleicht ein Betrüger — eine Prophezeiung in die Hände gespielt, infolge deren er 1666 als Messias hervortreten sollte. Neue und aber neue Propheten treten rings um ihn her auf; sie posaunen seinen Ruf aus, seine Mirakel, stellen seine göttliche Sendung fest.

Endlich kommt die Stunde, da er triumphierend in seine Vaterstadt Smyrna zurückkehrt. Die Propheten haben sein Kommen vorbereitet — und die ganze Vaterstadt wird von einem Wahnsinn ohnegleichen ergriffen. Man bereitet sich auf das Gottesreich durch Buße und Fasten vor, wacht in den Nächten, fastet am Tage, wirft sich nackt in den Schnee oder läßt sich bis zum Halse in der klammen, eiskalten Erde begraben, bis der Körper steif vor Kälte ist. Aber wenn Zewi sich in festlicher Prozession zeigt, oder wenn er in der Synagoge aus der Kabbala seine göttliche Sendung beweist, da schlägt die Askese mitten in der Synagoge, auf Gassen und Straßen mit Gesang und erotischen Tänzen in wilden Festesjubel um. Die Gläubigen fangen zu prophezeien an und mit Zungen zu reden; die Ansteckung verbreitet sich wie ein Feuer, und von den fernsten Küsten kommt die Kunde von hysterischen und epileptischen Prophetenkrämpfen. In Konstantinopel beginnt plötzlich ein betagter Kabbalist Mose Suriel, wie ein Knabe umherzuhopsen, er singt, fällt zur Erde und verkündet in der unverständlichen Soharsprache, daß Sabbatäi Zewi aus Smyrna der wahre Messias sei und bald der Verbannung der Juden ein Ende machen würde. Auf Elba gerät ein jüdischer Schneider in ähnliche epileptische Krämpfe, liegt wie leblos da und redet bald lachend, bald weinend von der nahen Erlösung und Sabbatäis

Macht im Himmel und auf Erden. Das Reden mit Zungen und der ganze alte Prophetenwahn geht wieder um — Seitenstücke zu dem, was in jeder Irrenanstalt geschieht.

Neue Seiten in Zewis Charakter kommen nun zutage. Die einzelnen Rabbiner, die sich ihm widersetzen, gebietet er ohne Schonung zu *morden.* Ein alter Mann, dessen zwei Töchter von den Weissagungen erfaßt sind, rettet sich nur durch Heuchelei. Zewi beginnt zu reformieren, und wir finden wieder den feststehenden Zug: die Opposition gegen die vielen drückenden Talmudregeln und Abschaffung dieser Regeln. Die Trauertage des Volkes verwandelt er in Freudenfeste.

Die großen Gemeinden Livornos, Amsterdams und Hamburgs mit ihren angesehenen Männern an der Spitze, beugen sich Stück für Stück vor dem neuen Messias. Von Polen bis Südfrankreich ist man zum Aufbruch ins neue Jerusalem bereit.

Aber Zewi hat gelobt, den Großtürken abzusetzen, und er muß sich einschiffen, um sein Gelübde zu erfüllen. Bevor er so weit kommt, wird er gefangen genommen, und das Willkommen des Offiziers ist eine Ohrfeige, die Zewi klug damit beantwortet, daß er die andere Wange hinhält. Der Sultan jedoch ist ihm gegenüber nicht recht mutig. Er läßt ihn auf ein Schloß in Abydos führen, wo der verschlagene Kastellan den Gefangenen zu Gelde macht, indem er die Leute

gegen Entree hereinläßt. Zewi lebt wie ein Fürst auf seinem Schlosse. Draußen liegen bis an 4000 Personen in der Erwartung, einen Schimmer von ihm zu sehen zu bekommen. Eine ganze kleine Stadt schießt rings um ihn auf, und seine „Leiden" tun natürlich seiner Messianität keinen Abbruch.

Aber ein polnischer Jude hat den Messias prophezeit. Er kommt zu Zewi und spricht mit ihm drei volle Tage. Er will ihn nicht als den rechten Messias anerkennen, sondern zeigt ihn sogar dem Sultan als Aufrührer an. Man will keinen Märtyrer schaffen. Zewi wird vor die Wahl gestellt, sich zu bekehren oder nackt und mit festgebundenen, brennenden Fackeln durch Konstantinopels Straßen gepeitscht zu werden. Zewi zieht vor, den Turban zu nehmen und Türwächter des Sultans zu werden.

Anfangs sind die Juden wie gelähmt. Aber es dauert nicht lange, bis aus der Schar Sabbatäis Propheten bewiesen haben, daß es so kommen mußte — gerade so alles zusammen.

Sabbatäi bekehrte sich zwar anscheinend, aber seine fixe Idee läßt er nicht fahren — selbstverständlich. Sobald er einigermaßen frei geworden ist, sucht er aufs neue mit den Juden Verkehr anzuknüpfen unter dem Vorwande, er wolle sie zum Türkenglauben bekehren. Schließlich wird er doch im Kreise seiner Glaubensgenossen beim

Singen jüdischer Psalmen überrascht und wird nun in die albanesische Stadt Dulcigno verwiesen, wo es keine Juden gab. Hier stirbt er dann einsam und verlassen — während seine Propheten sein Werk aufnehmen und fortsetzen.

Wieder ein geisteskranker Messias, der der Welt imponiert, die betrogen werden *will.*

Tief aus dem Herzen Afrikas wollen wir eine neue Bestätigung dessen holen, daß sich die Propheten- und Messiasgestalt zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und in jeder Religion gleichbleibt.

Inmitten unserer eigenen Zeit treffen wir eine mohammedanische Messiasgestalt in dem „Mahdi" Mohammed Ahmed, dem Besieger Gordons und dem Eroberer Khartums, dem Stifter eines gewaltigen Reiches, das im Glauben an ihn lebt.

Sein äußerer Lebenslauf ist kurz erzählt. Die Regierung erfährt, daß auf der Nilinsel Abba ein Derwisch gegen die Türken predigt. Er wird vor Gericht geladen, aber durch Warnungen seiner Anhänger zurückgehalten. Im Jahre 1881 wird ein Heer gegen ihn abgesandt, aber die Truppen erleiden eine Niederlage. Mohammed Ahmed flüchtet nach Gedir, und in offnem Aufruhr gegen die Regierung liefert er Schlacht auf Schlacht, sammelt

Heere bis nahezu 200000 Mann und schlägt allen Widerstand zu Boden. Als er stirbt — am 22. Juni 1885 — hat er ein Millionenreich gegründet, das zu regieren er jedoch weder Lust noch Kraft fühlt, wenn auch selbst die Christen einräumen müssen, daß er in den wenigen Jahren seiner Macht sein Volk moralisch gehoben hat. Im Laufe von vier Jahren hat er so viele Gläubige um sich gesammelt wie wohl kaum irgend ein anderer Messias vor ihm.

Mohammed Ahmed ist, wie alle seine Landsleute, im Koran unterrichtet worden, aber die Religion steckt ihm tiefer im Blut. Er hat Träume und Gesichte, wird Mönch (Derwisch), irrt ruhelos umher und verhandelt Amulette und Zauberformeln. Er lebt wie ein Asket, geht barfuß, schläft auf der bloßen Erde, scheut Wein, Marissa, Haschisch, Tabak und Weiber — jeden Genuß. Geängstigt von Visionen beginnt auch er mit der Verkündigung des nahen Weltunterganges, verlangt, daß die anderen seine ängstliche Askese nachahmen sollen und predigt gegen den Luxus der Türken. Allmählich wird er von der fixen Idee erfaßt, daß er der im Koran prophezeite „Mahdi“ sei, der den Islam zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen soll. Diese Lehre spinnt er in mehr und mehr Einzelheiten aus. Er solle sich die ganze Welt unterwerfen und gemäß einer besonderen Offenbarung — im Laufe von vierzig, ihm dazu

von Allah geschenkten Jahren alle zum Islam bekehren. Zuerst werde er Ägypten erobern, demnächst Mekka, um dann nach Jerusalem zu ziehen, wo Jesus vom Himmel herniedersteigen werde. Sie werden zusammen das Ende der Welt erleben und darauf eingehen ins Paradies. Vor Jesus — und vor den christlichen Predigern — hat er übrigens großen Respekt: „Wenn ich nicht an Jesus glaube, wird er mich töten; denn Jesus muß ja gegen den Antichrist kämpfen."

Seine Selbstvergötterung erreicht eine unsinnige Höhe. Er meint der letzte der Propheten zu sein, größer als der Prophet. Er erlaubt nicht, daß man Muhammed verehre: seinen Geburtstag zu feiern und im Pilgerzug nach Mekka zu ziehen, wird verboten. Sogar ein Mensch, der zu behaupten wagt, daß Allah größer als der Mahdi sei, wird verurteilt. Man verehrt ihn in Psalmen und Gesängen ganz wie einen Gott. Er tut Mirakel. Bei Khartum gelobt er — wie Moses — den Nil zu spalten, so daß die Gläubigen mit trockenen Schuhen hinüberkommen können. (Das ist überhaupt ein Mirakel, das in vielen Gehirnen spukt: sowohl Theudas als auch der spätere kretensische Messias geloben dasselbe und bringen eine Menge Menschen ins Unglück.) Die Erde, auf die er tritt, ist heilig. Das Wasser, in dem er sich wäscht, wird wie Medizin getrunken.

Auch er haßt die Schriftgelehrten: die Ulemas,

weil er in ihren Auslegungen eine Gefahr seines Prestiges sieht. Er ist überzeugt, daß ihre Koranauslegung Gordon daran verhindert haben, an ihn zu glauben.

In seinem äußeren Auftreten ist er liebenswürdig, lächelnd und ruhig; aber unter der Oberfläche lauert eine gewaltige Brutalität. Er hat alle türkischen Gebräuche und Regeln gebrochen und abgeschafft — aber nur um eignen „Reformen“ Platz zu schaffen. Seine Strafen sind grausam. Wenn ein Mensch mitten unter der Exekution seiner barbarischen Prügelstrafen stirbt — bekommt die Leiche doch noch den Rest der zuerkannten Schläge. Das Gefühl für die Leiden andrer ist ihm fremd. Er schwelgt unerbittlich in Strafen.

Alle die Gebote, die er erläßt — bricht er allmählich selbst. Auf die Dauer — sobald die durch die Visionen bewirkte Angst gewichen ist — kann er sich nicht irgend einer Art Norm fügen. Er lebt wie es ihm gerade einfällt, hält aber die andren beständig im Zaume.

Wie bei Muhammed ist in seiner Entwicklung ein Knick. Der Asket verfällt der Üppigkeit, derentwegen er die Türken verurteilt hatte am Anfang seiner Laufbahn, ehe er sich, um mit den Visionen allein zu sein, in seine Höhle auf der Nilinsel zurückzog. Er, der auf der kalten Erde geruht hatte, endet damit, auf persischen Teppichen zu schlafen. Er, der die Weiber gescheut hatte, hat

nun einen Harem, der ein reines ethnographisches Museum ist, wo weiße achtjährige Türkinnen Seite an Seite mit pechschwarzen Sudanweibern hausen. Es findet sich kein Stamm, der nicht repräsentiert ist, und überall hat er seine Spürhunde nach schönen Weibern. Wenn er zu Mittag schläft, bewachen dreißig Sklavinnen seinen Schlaf. Die eine fächelt ihm zu mit Straußfedern, eine andere kitzelt ihn unter den Fußsohlen, und Aisha liegt bei ihm auf dem Teppich und liebkost seinen Kopf und Hals. Er wird wählerisch mit Speise und Trank: allmählich kann er nicht genug von leckeren Gerichten bekommen. Und bei all diesem Wohlleben schwillt er auf und wird unförmlich; er richtet sich durch Üppigkeit zugrunde — eine wunderliche Nemesis für einen Asketen. Daß dieser Saltomortale nicht im geringsten den Glauben an ihn erschüttert, ist jedoch das Wunderbarste von der ganzen Geschichte.

Übrigens kann man ja auch zwischen christlichen Prophetenerscheinungen denselben Vorgang beobachten, daß die Askese, wenn sie nicht mehr von der Angst im Zügel gehalten wird, in ihr Gegenteil umschlägt.

Sammeln wir alles zum Bilde dieses Mannes, so kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß wir hier wieder einem geisteskranken Epileptiker gegenüberstehen. In bezug auf ihn haben wir Mitteilungen über Absenceanfälle, Halluzinationen

mit Angstanfällen und religiösen Zwangsgedanken. Er hat das krankhafte Selbstgefühl, die Bigotterie, die Grausamkeit, die Askese, den Wandertrieb, den periodischen Absonderungsdrang, das Bedürfnis zu prophezeien und reformieren, während er sich selbst außerhalb der Gesetze stellt und auf allen Gebieten in eine schnelle Entartung hineingleitet.

Seine Jesusprophetie wurde nach seinem Tode von einem Bedauernswerten aufgegriffen, der sich für „Sayidna Issa" (unser Herr Jesus) ausgab, Vertrauen gewann und schließlich gehängt wurde zusammen mit 16 Emiren, die alle überzeugt waren, daß ihr Meister, nachdem er gehängt war, noch weiterhin lebte.

Gleichzeitig mit dem Mahdi tritt in Italien ein Christus auf, der auch denselben Bruch der Entwicklung aufweist, der uns bei den zwei mohammedanischen Propheten aufgefallen ist, und den Kierkegaard in betreff Luthers beklagte. Zug für Zug gewährt der Italiener die merkwürdigste Parallele zum Madhi.

Sein Name ist *Oreste de Amicis,* und er ist geboren 1824 in dem Städtchen Cappelle in den Abruzzen, wo er 1889 stirbt.

Sein auf lateinisch abgefaßtes Evangelium läßt keinen Zweifel an der Beschaffenheit seines Zwangsgedankens übrig.

„Ich bin der ich bin. Ich bin Jesus Christus, Sohn des lebenden Gottes, und in des Gottestumes Einheit und der Personen Dreiheit leben und herrschen wir in alle Ewigkeit.

Ich bin Jesus Christus, das heißt der Messias, und kam vom Himmel herab vor 1889 Jahren. Geboren von einer Jungfrau, gestorben und begraben, vollbrachte ich die Erlösung. Ich stand auf, fuhr gen Himmel, und zu Gottes rechter Hand sitzend, führte ich der ganzen Menschheit Sache: denn vormals ward ich berufen zu eurem Vater, meinem Gott und eurem Gott, und nun bin ich aufs neu vom Himmel herabgestiegen, um die herrlichste Erlösung zu vollbringen, alldieweil die erste von Rom und den römischen Dienern zunichte gemacht wurde. Ich bin der Könige König, der ewigen Herrlichkeit König, der gekrönte König, der auf den Thron gesetzt und mit den Sternen gekrönt ist" usw.

Oreste hatte infolge einer Offenbarung die Mönchskutte genommen. In seiner Klosterzeit wurde er von dem eigentümlichen Mystiker Simplicio di Rienzo aus Sulmona beeinflußt, der sich durch Anstarren der Sonne in prophetische Ekstase versetzte. Zugleich saugte er liberale Ideen ein, und 1848 flüchtete er aus seinem Kloster. Er war dann Priester in seinem Geburtsort und war das Muster eines Kirchenhirten. All sein Hab und Gut teilte er mit den Armen, war unermüdlich im

Veranstalten von Festen, setzte Belohnungen für die Kinder aus, die er liebte, deckte in der Weihnachtsnacht für sie alle den Weihnachtstisch mit Zuckersachen, verteilte Prämien, wenn sie recht fein zu den Prozessionen erschienen. Seine Predigten waren derb und humoristisch, oft patriotisch.

Da geschieht es, daß er sich 1860 unrettbar in seine Cousine verliebt. Sie erwidert seine Gefühle, willigt ein, den Schleier zu nehmen, und stirbt.

Oreste ist wie zerschmettert. Er mauert sich auf dem Kirchhof in einer Zelle ein, gibt sich der Askese, der Geißelung und anderer Selbstquälerei hin. Sechs Jahre lang bleibt er dort; dann erwacht der Wandertrieb in ihm. Er irrt ohne Ruhe umher, nimmt in einem Kloster zu Korsika die Kutte, macht sich wieder frei und kehrt in seine Vaterstadt zurück, wo er wütend wird, weil er einen neuen Prediger dort findet.

Um diese Zeit (1872) entsteht sein Zwangsgedanke und entwickelt sich stufenweise: zuerst ist er Apostel, dann der wiedergekommene Christus. Fünf Jahre verbringt er auf Missionsreisen, ständig verfolgt, mehrere Male mit Steinwürfen zu den Städten hinausgetrieben, aber gefolgt von getreuen Aposteln und Apostelinnen, die an ihn glauben, sogar nach seinem Tode. Eine der Apostelinnen legt ihr zartes Kind auf den Scheiterhaufen, um Abrahams Opfer nachzuahmen. Selbst angesehene

Leute, wie z. B. Herzog Caracciolo-Pinelli, suchten bei ihm Beistand, und verschiedene Kranke aus dem gewöhnlichen Volke hielten sich zu ihm im Glauben an seine übernatürlichen Kräfte. Aber der Klerus verfolgte ihn. Schließlich gewann seine Familie Einfluß auf ihn, und seine letzten Jahre verbrachte er zu Hause in Not und Elend — obgleich er ein steinreicher Mann hätte sein können — war ein geistiges Wrack, glaubte sich von einem bösen Geiste besessen und versuchte in seiner Qual, wiederholt Selbstmord zu begehen.

Als „Christus" war Oreste ein anderer Mann geworden. Die Krankheit hatte ihn demoralisiert. Auf seine alten Tage gab er die Erklärung ab, daß er Onanist wäre, daß er kleine Mädchen — Töchter der ihn begleitenden Prophetinnen — zu Perversitäten mißbraucht hätte. Er tröstete sich damit, daß er sie nicht ihrer Jungfernschaft beraubt hätte. Im Bett empfing er Weiber zur Beichte. Gleichzeitig war der Asket ein Schlemmer geworden, der wahnsinnig hinter seinen Leibgerichten her war.

Das geschlechtliche und üppige Leben, das er führte, bezeichnet die Entartung, aber daran schließen sich alle die bekannten Züge.

Er hat Halluzinationen und lange Gespräche mit der Madonna, von der er glaubt, daß sie in seinem Innern wohne. Wir finden auch den Zug: es kommt ihm vor, als duften die Exkremente auf

dem Boden seiner Zelle wie Rosen, während er eine Madonnenvision hat.

Für Epilepsie sprechen auch seine Angstzustände mit abortierten Selbstmordversuchen und seine Zwangsgedanken, daß bald der eine, bald ein anderer Geist in ihm wohne. Zu Zeiten hat er jedoch selbst eine Empfindung dessen, daß er geisteskrank sei, aber die Umgebung begreift das hier wieder so wenig, daß man jedesmal den Bedauernswerten fesselt, aber niemals darauf kommt, ihn in einer Irrenanstalt unterzubringen.

Seinen Zwangsgedanken stützt er wie so viele epileptische Geisteskranke durch eine erfundene Stammtafel, an die er selbst glaubt. Er stamme von Paulus ab und sei aus Benjamins Stamm. Pauli Familie flüchtete nach der Zerstörung Jerusalems zuerst nach Venedig, darauf nach Chieti und endlich nach Cappelle.

Er sei von Gott zur Einleitung von Reformen bestellt, und diese sind teilweise von einer sehr verwegenen Art. Er verändert die Messe und das Evangelium, führt öffentliche Beichte ein, führt an Stelle des unverständlichen Latein die italienische Sprache als Kirchensprache ein. Es ist also ein verständiger Gedankengang in den Reformen.

Er hat eine seltene Fähigkeit, die Gedanken zu lesen, noch ehe die Menschen gebeichtet haben. Er kann heilen vermittelst mystischer Amulette

und Formeln. Infolge einer Offenbarung des Erzengels Michael bringt er einen ihn zwischen Carabinieri ins Gefängnis führenden Zug durch Aufheben dreier Finger in die Luft zum Stehen. Er weckte einen Toten auf, Antonio Secamiglio aus Pianella, der sein Apostel Petrus wurde und gewiß noch lebt und seine Lehre verkündet. Wie der Mahdi und mehrere Messiasgestalten glaubte er selbst an seine Fähigkeit, Wunder tun zu können.

Nach der Zeit, wo die Krankheit sein ganzes Gefühlsleben umkalfatert hat, ist er das Opfer eines schwindelnden Selbstgefühls und einer Sucht nach Macht, die in einem schreienden Kontrast zu seiner früheren sympathischen Persönlichkeit steht. Er sammelt eine Schar Anhänger und Gläubige um sich, und die peinigt er mit der strengsten Buße, indem er sie im Gehorsam einexerziert ganz wie irgend ein Unteroffizier in vergangenen Zeiten.

Sein ganzes Wesen wird von Haß durchsäuert, der sich natürlich gegen die anderen Propheten, gegen die Prälaten kehrt. Wenn man nur ein Bruchteil der Briefe liest, mit denen er die Priester beglückte, muß man sich wundern, daß die Behörden bloß einen Augenblick haben daran zweifeln können, daß der „Christus der Abruzzen“ ein Geisteskranker war. Wir sind es ja gewohnt: die Gegner der Propheten „sollen als Dung auf dem Felde liegen“ (Jeremia), oder „sein Weib soll eine Hure der Stadt

sein“ (Amos); aber Oreste ist doch nahe daran, in Schimpfworten und Verwünschungen alle bisherigen Leistungen zu übertreffen: „Weißt du nicht, du schmutziger Orang-Utan — er schreibt an einen Priester — afrikanische Eule, Judas Iskariotes, Schwein, Wildschwein, 77 Male Schwein, wasserscheues Ungeheuer, wer von uns Ärgernis bereitet? Weißt du, wem solches Adjektiv zukommt, du wilder Esel, du garstiges und ekelhaftes Insekt, du giftiger Skorpion, du Mistkäfer, der ständig den Kot am Wege rollt. Weißt du es, du verfaulter Hund, du Kröte, Greif, wandernde Seuche, lebende Pestilenz, zweibeiniger Klerus, stinkendes Exkrement, lebender Arsenik, organisierte Pflaumensäure? Sage mir, ob du es weißt, du Krebs aus Spoltore? Wer ist anstößig? Ich oder du? Birst, krepiere, stirb in einer Blut- oder Dreckpfütze!“

Ein charakteristischer Zug dieses Degenerationsbildes ist seine totale Frontveränderung seinem Volke gegenüber. Er hat begonnen als ein begeisterter Verehrer Foscolos und Leopardis, als ein Patriot, der nicht bange ist, für die Freiheit seines Volkes in die Bresche zu treten. Er endet wie die meisten Propheten damit, daß er seinem Volke das Unheil der ganzen Welt wünscht und vorhersagt: „Mein Herr will nicht einmal den Namen Italiener hören; denn Gott nennt sie abgestorbene, wandernde, sprechende Kadaver.“

Nur die wenigsten Messiasgestalten erreichen

wie Oreste ein Alter von 65 Jahren. Deshalb erleben wir auch selten das traurige Schauspiel, daß ein Mensch mit so vielen edlen und schönen ursprünglichen Anlagen in der durch eine schleichende Krankheit verursachten Entartung zu einem totalen Zerrbild seiner selbst herabgezogen wird.

Und doch vermag die Zeit und sein hochmütiger Zwangsgedanke die Erinnerung daran auszulöschen, daß auch ihn die Degeneration gezeichnet hatte. Kaum hat er die Augen geschlossen, und schon hat ihn *d'Annunzio* im *„Trionfo della morte"* in einen idealen abbruzzesischen Nationalheiligen verwandelt.

Es wäre hier der Ort, auf eine andere, ungleich mehr sympathische, modern-italienische Christusfigur einzugehen: *David Lazzeretti.* Er nimmt eine Sonderstellung unter den Propheten ein, nicht kraft des Geistes und der Originalität — denn in seinen Anfallszeiten ist er wie die meisten von ihnen von seinen Zwangsgedanken erfüllt — sondern dadurch, daß er alle seine moralischen Eigenschaften unbefleckt und in besonderer Reinheit und Stärke bewahrt, so daß er auf vortreffliche Menschen immer als großartiges Beispiel zu wirken vermag. Er bietet zugleich insofern großes Interesse, als wir genügend Dokumente zum Untersuchen seiner Entwicklung haben, so daß wir den

Wegen nachzuforschen vermögen, auf denen die epileptische Geisteskrankheit ihre Opfer langsam in den Christusgedanken und seine Konsequenzen hineintreibt — das Opfer zeichnet, ohne daß die Umgebung zu der Einsicht fähig ist, daß es sich hier um einen Geisteskranken handelt. Da ich kürzlich in meinem Buche „Ein Christus unserer Tage“ ausführlich Lazzerettis romantische Entwicklungsgeschichte geschildert habe, will ich hier nicht mit ihrer Wiederholung ermüden.

In den letzten Jahren ist in London ein Christus aufgetreten (Mr. Pigott 1902) und ein anderer in Indien (Mirza Ghulam).

In einem Artikel der amerikanischen Zeitschrift „Mind“ (Februar 1905. The Bahai Revelation) gibt A. P. Dodge die Auskunft, daß die Bahaisten jetzt neun Millionen Gläubige zählen, die über die ganze Welt verbreitet sind. Man stutzt. Denn die Bahaisten glauben an eine Gottesfamilie, deren erstes Glied 1892 starb und deren anderes Glied vor unseren Augen in Akka (Syrien) lebt.

Am 22. Mai 1844 proklamierte sich Mirza Ali Mohammed in Shiraz (Persien) als Bab (Türe), der erwartete Imam Mahdi, der Vorläufer „dessen, den Gott offenbaren will“. In seinem Werk „Beyan“ (Darstellung) schrieb er eine Menge Reformen, die sich namentlich gegen den verdorbenen Klerus (die Mullahs) wandten und wesentlich negativer Art waren.

Eine wichtige Grundlage der Reformen war die Zahl 19, die er aus einem arabischen Namen Gottes („wahid")* auszog. Das Jahr sollte in 19 Monate zu 19 Tagen geteilt werden. Die Erbschaftsgesetze, die Länge der Strafen — alles hängt von der Zahl 19 ab. Bab wurde 1852 erschossen, hatte aber vorher Tausende von Proselyten gemacht. Er wird allgemein für geisteskrank gehalten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er Paranoiker war.

Von 1844—1850 missionierte der zwei Jahre ältere Mirza Hussein Ali (geboren 1817 in Teheran) für Babs Lehre, ohne jedoch persönlich den Meister zu kennen. Er war aus altem fürstlichen Geschlecht. Sein Vater war einer der Minister des Schahs. Nach einem babistischen Attentat auf den Schah wurde er zuerst verhaftet, dann durch Englands und Rußlands Vermittlung nach Bagdad verbannt, wohin viele Babisten, darunter ihr Hauptführer nach Babs Tode, Sobh-I-Ezel, Hussein Alis Halbbruder, ihre Zuflucht genommen hatten. Hier wuchs Hussein Alis Einfluß, aber gleichzeitig auch der Widerstand, den man gegen ihn leistete. Um Zwietracht zu vermeiden, zog er sich, wie es die Propheten pflegen, in eine Berghöhle zurück und lebte dort zwei Jahre lang. Durch einen Zufall entdeckten seine Freunde, wo er sich verborgen hielt, und holten ihn nach Bagdad zurück. Aus Furcht vor seinem wachsenden Ansehen setzte es

* w + alif + h + d = 6 + 1 + 8 + 4 = 19.

die persische Regierung bei der Pforte durch, daß er erst nach Konstantinopel (1863) und später nach Adrianopel verwiesen wurde. Vor seiner Abreise verkündete er seinen Freunden einen Teil neuer Lehren und in Adrianopel tat er den nächsten Schritt: Er erklärte sich selbst für die Inkarnation der Gottheit, die Bab verkündet hatte, und ließ sich Baha u' llah sc.: (Gottes Herrlichkeit) nennen. Er sandte (wie Lazzeretti) dem Papste und den Fürsten Europas Briefe, prophezeite Napoleon III., daß sein Kaisertum dicht vor dem Untergange stand. Hier schrieb er auch Kitab el ikan (Das Buch der Weisheit) und Kitab el akdas (Das Buch der Gesetze), seine zwei Hauptwerke (die Manuskripte befinden sich im British Museum; das erste ist ins Französische und Englische übersetzt). Großes Ansehen genießen die Schriften „Die geheimen Worte" und „das Buch des Bündnisses." Aber außer diesen existieren zirka 1000 Briefe oder „Tafeln", wie er sie nennt. Im Jahre 1868 wurde er nach der türkischen Gefängnisstation Akka in Syrien als Staatsgefangener verwiesen, während all seine Güter konfisziert wurden. Sein Halbbruder, der nach seiner Manifestation sein eifrigster Gegner war, wurde nach Cypern verbannt, wo er eine englische Pension zu verzehren hatte und noch lebt. Viele Gläubige folgten Baha nach Akka, und während er sein Wort darauf gegeben hatte, im Lande des Sultans keine Proselyten zu machen, trat er mit

fernen Ländern in Verbindung und wurde bis zu seinem Tode 1892 wie ein Gott angebetet.

Im „Buche des Bündnisses“, das neun Tage nach seinem Tode geöffnet werden sollte, setzt er seinen Sohn, „den Zweig, der aus dem alten Stumpf aufschießt“, als seinen Erben ein, als Ausleger seiner Schriften. Der Sohn Abbas Effendi nahm den Namen Abdul Baha (Bahas Sklave) an. Auch er sieht sich für ein göttliches Wesen an, und die Gläubigen halten ihn für den wiedergekommenen Christus, während Baha die Inkarnation des Vaters war. Ab dul Baha lebt noch, 61 Jahre alt, in Akka. Ich habe in Paris mit drei seiner Apostel gesprochen, die ihn kürzlich besucht haben (alle drei intelligente Menschen der wohlhabenden Oberklasse). Sie sprechen von ihm wie von einem Gott.

Der Bahaismus hat einen unschätzbaren Vorzug: Er sammelt den Mohammedanismus, das Judentum, den Buddhismus, das Christentum, alle Religionen in sich. Wo er vordringt, folgt religöse Toleranz seinen Spuren. Er hält Buddah, Moses, Jesus, Mohammed und Baha für Inkarnationen desselben göttlichen Geistes, der die Wahrheit immer vollkommener offenbart, je mehr die Menschheit reif wird. Der Bahaismus schafft den Kultus, das Priestertum, die Dogmen ab. Er hat nur ein Ziel: Frieden zwischen den Gläubigen, Frieden zwischen den Völkern. Kein Wunder, daß ein

französischer Gesandter in Teheran hat vorschlagen können, daß man die neue Religion in Algier predigen lassen solle, wo der religiöse Fanatismus als das wesentlichste Hindernis dem Verschmelzen der Bevölkerung im Wege steht.

Daß Bab, Baha und vielleicht auch Abd ul Baha trotz ihrer neun Millionen Gläubiger geisteskrank sind, darüber kann gar kein Zweifel herrschen. Die pathologischen Erklärungen, die wir haben, deuten sicher auf Paranoia. Ob sich Epilepsie oder Hysterie nebenbei findet, läßt sich vorläufig nicht feststellen, da fast alle Quellen die Gläubigen bilden, die entweder kein Interesse für die krankhaften Seiten haben oder sich mit Vorsicht aussprechen.

Das Verhältnis ist dasselbe wie zwischen Johannes dem Täufer und Jesus, Franz von Paola und Lazzeretti: Ein Schwärmer oder Verrückter stößt Prophezeiungen aus. Ein Geisteskranker meint sie zu erfüllen. Die Gemeinde glaubt, daß sie beide göttlich sind. Noch in unseren Tagen glauben Tausende von intelligenten, aufgeklärten Menschen, daß ein Mensch, mit dem sie selbst gesprochen haben, Gott ist und Millionen folgen ihnen.

Es würde zu weit führen, die ganze Reihe der Reformatoren, Sektenstifter und neuen Propheten durchzugehen. Das bisher Dargestellte wird dargetan haben, daß die eigentliche Prophetennatur

(nicht die Theologen) von vornherein den Schein gegen sich haben. Ein mehr eingehendes Studium Luthers, als ich habe opfern können, würde sicher lohnend sein. Er hat Halluzinationen (sieht den Teufel) und weist manche andere Krankheitszüge auf, ohne daß ich jedoch vorläufig irgend eine bestimmte Krankheit festzustellen wage. Daß Sektenstifter wie Anna Lee (Stifterin der Shaker) und Svedenborg Epileptiker waren, hat schon Skae nachgewiesen. Weit größeres Interesse hat eine Analyse *Sören Kierkegaards,** unserer eigenen, größten Prophetenerscheinung.

So leicht ist es, epileptische Geisteskrankheit zu maskieren, daß keiner von Kierkegaards scharfsinnigen Biographen eingesehen hat, daß gerade er ein ungewöhnlich ausgeprägter Typus dieser Krankheit ist.

Das Beweismaterial ist sogar außerordentlich reichhaltig und ganz unwiderlegbar. Es ist zu hoffen, daß dieser Fall bei den Historikern, Literaturhistorikern und Philosophen die Erkenntnis

---

* Sören Kierkegaard [1813—1855] ist der größte Philosoph Dänemarks, einer der bedeutendsten religiösen Denker der Gegenwart und eine der interessantesten Persönlichkeiten, die jemals gelebt haben. In den letzten Zeiten hat das rege Interesse für Friedrich Nietzsche, mit dem er das krasse Individualitätsprinzip teilt, auch in Deutschland eine Kierkegaard-Literatur hervorgerufen. Am meisten bekannt von seinen zahlreichen Arbeiten ist „Entweder — Oder“, ein dämonisch-spielendes, geistreiches, tiefsinniges und glutvoll geschriebenes Werk. (Anmerk. des Übersetzers.)

dessen wecken wird, daß es in unseren Tagen unumgänglich nötig sei, sich in das Wesen der Geisteskrankheiten einzuarbeiten. Ich glaube, alle werden sie überrascht sein von dem ihnen aufgehenden Verständnis einer Menge ihnen sonst notwendigerweise dunkel gebliebener Vorgänge. Es geht wirklich nicht länger an, mit so nebelhaften Begriffen wie „Krankhaftigkeit“ oder „etwas Krankhaftes“ zu operieren. Denn die erklären weder das eine noch das andere.

Sören Kierkegaard war erblich belastet. Als Knabe fiel er einmal von einem Baum herunter, und sein Rücken erhielt dabei einen solchen Stoß, daß er diesem Stoße seine späteren Leiden zuschrieb. Unmöglich ist es nicht, daß darin eine mitwirkende Ursache gelegen haben mag: Brown-Séquard hat bewiesen, daß eine Beschädigung des Rückenmarks zur Epilepsie führen kann. Kierkegaards Todesursache scheint auch eine Rückenmarkslähmung oder Gehirnblutung gewesen zu sein. Seine epileptischen Anfälle suchte er zu verheimlichen (ganz wie Flaubert und viele andere Epileptiker). Wir wissen bloß, daß er bei G. (Giödwad) oft starke Anfälle seiner Leiden hatte, so daß er zu Boden fiel; aber mit zusammengepreßten Händen und gestrammten Muskeln kämpfte er gegen seinen Schmerz, nahm dann wieder den Faden des unterbrochenen Gespräches auf und sagte dann nicht selten: „Erzählt es nicht weiter. Welchen

Nutzen haben die Leute, zu wissen, woran ich leide." (Hinterlassene Papiere, 1844—46, p. 873.) Das ist eine Darstellung, die keinen Irrtum aufkommen läßt. Ein derartiger Anfall könnte höchstens mit Hysterie verwechselt werden.

An einen Angstanfall ist auch — fast zufällig — eine Erinnerung bewahrt. „Bisweilen konnte die Angst im Gottesverhältnis Sören Kierkegaards mit solcher Gewalt zum Durchbruch kommen, daß er unter Tränen und Schluchzen ganze Stücke aus dem Neuen Testament Lewin* vorlas." (Hinterlassene Papiere, 1833—43, p. 54). Ein solcher Angstanfall ist von einem epileptischen *petit mal* nicht zu unterscheiden. Er tut denn auch selbst seiner Krankheit Erwähnung mit dem paulinischen Ausdruck „ein Pfahl ins Fleisch" und sagt auf seinem Sterbelager, daß der es gewesen sei, der ihn verhindert habe, ein Amt zu suchen und sich zu verheiraten. Im einen Falle fürchtete er wohl, während seiner Amtstätigkeit umzufallen, und im zweiten Falle war er wohl bange, die Krankheit zu vererben. Möglich ist auch, daß ihn die Krankheit impotent gemacht hat.

Auch die eigenartige Empfindung, in die Höhe gehoben zu werden, können wir in seinen Notizen spüren: „Bisweilen ist in meinem Kopfe ein solcher Alarm, daß mir ist, als würde das Kranium in die

* Lewin, dänischer Sprachforscher, eine Zeitlang Kierkegaards Sekretär.

Höhe gehoben; es kommt mir dann gleichsam vor, als höben Heinzelmännchen zum Veranstalten von Ball und Lustbarkeit einen Berg ein wenig empor!" (9. Februar 1838.)

Wenn Kierkegaard ein epileptischer Geisteskranker ist, dann müssen wir gewärtig sein, daß *die Angst* der Hauptbegriff seiner Philosophie und das Selbst, das Leiden und der Haß die Haupttecksteine seiner Lehre sind.

Aber geradeso verhält es sich auch. Wie kein anderer ist er der geniale Philosoph und Dolmetscher der Epilepsie geworden. Nur 26 Jahre alt, notiert er: „Furcht und Beben sind nicht primus motor des christlichen Lebens, denn das ist die Liebe; aber die ist, was *die Unruhe* in der Uhr ist — sie ist die Unruhe des christlichen Lebens." Aber vor allen Dingen war sie *seine* Unruhe und Triebfeder. Die entsetzlichen Angstanfälle wecken seine Beobachtungsgabe und erzwingen das ganze System, das wir bewundern können in: „Der Begriff Angst." Er richtet zuerst sein Augenmerk darauf, daß die Angst eines bestimmten Gegenstandes entbehrt und dadurch sich von der Furcht unterscheidet. Daraus zieht er den Schluß, daß die Angst die Folge der Erbsünde oder die im Menschen stets gegenwärtige Erbsünde sei (Der Begriff Angst, p. 48). Diese Erkenntnis wird dadurch gestützt, daß die Angst plötzlich kommt. Schon ganz jung bemerkt er, daß die Saiten der

Freude und der Trauer sich im Herzen so nah liegen, daß die eine erzittert, wenn die andere angeschlagen wird. (Er meint ursprünglich, daß es von allen gilt: „Nun muß ich lachen, sagte der Deutsche, dann weinte er. In diesem Sinne sind wir denn fast alle Deutsche.“ Er sieht hier eben nicht ein, daß diese plötzlichen und unmotivierten Stimmungsrevolutionen bezeichnend für den Kranken sind.) Aus der Plötzlichkeit folgert er (p. 137), daß die Angst nichts Körperliches sei, da sie sonst gewissen Gesetzen, wie Fieber z. B., unterliegen müßte; also sei sie etwas Psychisches, *Übernatürliches*. Er räumt hier jedoch ein, daß *nicht alle* diese Form der Angst haben; die Genies hätten sie in besonderem Grade. „Der, der die Angst nicht kennt, ist besonders geistlos.“ Je höher der Geist, desto tiefer die Angst. Aber es fällt ihm ein, daß die Weiber zur Angst geneigt sind. Sollten sie wirklich Genies sein? Keineswegs. *Ihre* Angst schreibt sich von — ihrer größeren Sinnlichkeit her. Die Angst weiche keiner Überredung: sie lasse nur die Wahl zwischen Selbstmord und Glauben. Demjenigen, der sich der Angst in die Arme werfe, werde sie eine Mischung von Entsetzen und Wollust, eine sympathetische Antipathie, eine antipathische Sympathie: „Das Leben bietet genug Beispiele dar, wo das Individuum in Angst fast sehnend die Schuld anstarrt und sie doch fürchtet.“

Dem unmittelbaren Genie werde die Angst zum Glauben an das Schicksal, für das religiöse Genie zum Glauben an die Schuld. Und mit genialer Ahnung bezeichnet er als Genies mit Angst vor dem Schicksal: Cäsar und Napoleon — zwei Epileptiker, während er ein andermal sich mit Paulus vergleicht: einem dritten Epileptiker. Die Besessenen kennen sich schon. Das einzige Gegengewicht gegen die Angst ist die Innerlichkeit: ein intensives Gefühl aus dem tiefsten Grunde des Herzens. Nicht auf seinen Inhalt, sondern auf seine krampfhafte Stärke kommt es an. Krampf gegen Krampf! Er weiß, daß es nach dem Anfall Linderung gibt. Deshalb sind ihm die Dogmen stets gleichgültig, er eifert nur für das Festhalten des niemals hinreichend paradoxalen Paradoxons im Glaubenskrampfe. Man wird zugeben, daß im Lichte der besonderen Kierkegaardschen Krankheit diese ganze Entwicklung eine überraschende Klarheit gewinnt. Er hat eine Angsterfahrung so unheimlicher Natur zur Verfügung, daß er selbst eingesteht, sie sei nur den religiösen Genies zugänglich — daß sie auch die Weiber kennen sollten, dürfte als eine Geistreichheit aufzufassen sein, die auf einer Verwechslung beruhe. Aber durch sein Studium der Krankheit hat er — wie so oft — auch Gesetze des gesunden Lebens gefunden und hat unseren Blick dafür geöffnet, daß auch unter Dutzendmenschen die Beklommenheit als das Grund-

phänomen des religiösen Bedürfnisses zu gelten habe. Es ist ein krankhaftes Bedürfnis, das, wenn es stark anwächst, durch das Christentum oder durch eine andere Religion beschwichtigt werden muß. Es sei denn, daß man Bromsalz, Pflanzenkost und kalte Sturzbäder vorziehe, die gewöhnlich dieselbe Wirkung haben.

Wie der Durchschnitt der epileptischen Geisteskranken, beschäftigt sich Kierkegaard wesentlich mit *sich selbst* und seinem Vater — mit anderen allmählich nur, wenn er mit ihnen kollidiert. Gleichzeitig nimmt sein *Selbstgefühl* krankhafte Formen an. Ich ziele damit nicht auf seine Meinung, daß „er im Reiche der Genialität heimatberechtigt sei“, denn darin lag keine Übertreibung. Das Krankhafte kommt erst hervor, wo das Selbstgefühl sich mit der religiösen Auffassung seines Leidens verbündet und zu einem typischen Zwangsgedanken wird: Des Wahrheitszeugen stellvertretendes *Leiden für die Menschheit.* Schon frühzeitig steht der Gedanke bei ihm fest, „daß in jedem Geschlechte zwei oder drei dazu verwendet werden, unter schrecklichen Leiden zu entdecken, was anderen zugute kommt“. Nach und nach würden diese Wahrheitszeugen weniger. Als Martensen zu behaupten wagt, daß es jedenfalls noch einen gibt, nämlich Hochwürden Mynster,* schnaubt er

* Die Bischöfe in Dänemark führen den Titel „Hochwürden.“

vor Wut. Und die dritte große Unbedeutendheit seines Lebens entsteht daraus. Auch mit Grundvig* ist er nicht zufrieden. Noch weniger mit Luther. Er hält eigentlich nicht eher inne, als bis er zu Paulus gelangt — endlich einem ihm ebenbürtigen Wahrheitszeugen. Von dieser Auffassung aus kann er nicht genug Leiden bekommen. Er schafft sich nicht nur die Genüsse weg dadurch, daß er sie als Verstellung auslegt, sondern er ruft auch vorsätzlich neue Leiden auf sein Haupt herab. Freiwillig opfert er seine Juliane,** mit der er — was wohl zu beachten ist — so viel Lust sich zu verheiraten hat wie ich, kopfüber von einem hohen Turm hinabzuspringen. Und endlich fordert er freiwillig den Blitzstrahl des „Corsaren"*** heraus,

---

* Grundvig: Hervorragend religiöser Erneuerer Dänemarks und Dichter, namentlich Psalmendichter. Verwies die Gemeinde auf ein Leben nach dem apostolischen Glaubensbekenntnis. Entwarf den Gedanken zu den nun so blühenden dänischen Fortbildungsschulen auf dem Lande. Hinterließ eine große kirchliche Partei, die noch in seinem Sinne lehrt und im Dänemark der Gegenwart auch die politische Macht inne hat. G. zeigte verschiedene Züge von Geisteskrankheit.

** „Juliane". Kierkegaard sagt in „Der Augenblick", daß es Juliane („die Geliebte des theolog. Kandidaten", „die Braut" [der Name ist zufällig gewählt]) sei, die dem Staate Pfarrer schaffe. Kierkegaards Juliane hieß Regina Olsen.

*** Der Corsar, ein damaliges dänisches Witzblatt, das Kierkegaard blutig karrikierte, nachdem es ihn lange Zeit als einzigen von allen dänischen Verfassern gelobt hat. Kierkegaard haßte die Presse und forderte den ihm freundlich gesinnten „Corsaren" dazu auf, ihn auszu-

da es für seinen Leidensdrang, für seine „Angst“ eine Tortur ist, unter dänischen Berühmtheiten der einzige zu sein, der mit heiler Haut davongekommen ist. Aber als das Unwetter dann losbricht und ein unvergleichlicher Mann unvergleichlich verhöhnt wird, schwillt sein Selbstgefühl auch zu etwas ebenso Unvergleichlichem auf. Er faßt sein Leben und seinen Tod als ein von der Vorsehung speziell gefordertes Leiden auf, das er nicht mildern darf, und weist z. B. Labetränke und ähnliches ab. Auch *er* glaubt ein besonderes Werkzeug des Himmels zu sein. Wir haben da bereits „den leidenden Knecht Jahves“, von dem Jesaja spricht. Ein Schritt weiter in derselben Richtung und wir stehen vor dem leidenden Messias — ein Schritt, den ihm wohl nur seine außerordentlichen Fähigkeiten und ein frühzeitiger Tod ersparten.

Welche bittere Ironie der Natur: Je eifriger er dafür kämpft, „der Einzelne“, der Unvergleichliche zu sein, desto mehr wird er gerade zum Typus, zum Beispiel einer normal verlaufenden, epileptischen Geisteskrankheit. Seht wie unerbittlich die Entartung auf den bekannten Wegen vorschreitet: *Der Kreis der Vorstellungen* schnürt sich mehr und mehr ein, der Haß wächst, *die Gewaltsamkeit*

---

schelten. Er erreichte dieses „Martyrium“, wurde vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht und litt unglaublich darunter, aber faßte sein Leiden religiös als eine freiwillige Nacheiferung Christi auf.

nimmt zu. „Der Augenblick“* ist hier so kläglich typisch. Nur zwei Gedanken sind ihm übrig gelassen: er selbst und die Pharisäer. Seine heftige Sprache gegen die Pfarrer und die Staatskirche ist ein geistiger Berserkergang, wenn auch jedes Wort darin wahr sein mag. Er ist nun wie eine Motte, die um die magisch lockende Flamme schwirrt und schwirrt — den Tod umkreist, von einem einzigen wilden Zwangsgedanken erfüllt.

Aber ehe es so weit kam, hatte die Entartung ihr Kommen durch viele Vorzeichen verkündet. Sein Geschlechtsleben war krankhaft. Wenn er von seinen „schwarzen Leidenschaften“ spricht, die kaum ein ganzes Leben abbüßen kann, so denkt er wohl an Onanie, die sich ja oft mit einer so brütenden Melancholie wie der seinigen paart. Vielleicht ist es bloß ein Schwelgen in sinnlichen Phantasien, eine psychische Onanie gewesen. Wenn er nach Beratschlagung mit seinem Arzt es aufgab, sich zu verheiraten, könnte das vielleicht auf Impotenz deuten. Sibbern,** der einer von den wenigen war, die den Grund kannten, sagt: „das für mich Bedeutungsvollste darf ich dem Papier nicht anvertrauen“. Mit unserem übrigen Wissen zu-

---

* „Der Augenblick“ sind zehn Flugblätter, die einen flammenden und von Witz sprühenden Angriff auf die Staatskirche und ihre Geistlichen enthalten.

* Sibbern, Professor der Philosophie an der Universität Kopenhagen. Eine Zeitlang Kierkegaards Freund.

sammengehalten, durfte dieser nach Kierkegaards Tode getane, verblümte Ausspruch in dieselbe Richtung weisen. Sicherlich hat er jedenfalls in den späteren Zeiten seines Lebens als ein Asket gelebt.

Allgemein bekannt sind seine *plötzlichen* unmotivierten Stimmungsumschläge, die er ja so oft selbst charakterisiert, und aus denen er ja auch Philosophie destilliert. Ferner sein *Wanderdrang* und die langen Spazierfahrten ringsumher in Nordseeland. Außerdem sein momentanes *Einsamkeitsbedürfnis* — obgleich er sagt, daß sein Geist am besten in Versammlungen arbeite; seine *Produktion*, die sich wie vulkanische Ausbrüche meldet, so daß er in allen Zimmern Papier liegen haben muß, wenn er — wie Zewi — automatisch im Zimmer, wo alle Lichter angezündet sein müssen — auf und nieder wandelt; wogegen klagt er zu anderen Zeiten wieder über sein „totales geistiges Unvermögen" (18. Juli 1840). Er fürchtet gebundene Wirksamkeit oder gezwungene Arbeit, ächzt schrecklich, wenn er ein Examen machen mußte. Diese *Unbeständigkeit* bezeugen er selbst wie seine Lehrer.

Sein Charakter zeigt die charakteristischen Flecken: er kennt — trotz seines Opfers für die Menschheit — in immer geringerem Grade etwas wie Gemeingeist oder Mitgefühl, ebensowenig wie tätige Vaterlandsliebe, wenn wir auch vereinzelte Züge in ganz entgegengesetzter Richtung von ihm

haben — was wieder typisch ist. Er ist ein offener Anhänger des Scheiterhaufens für Ketzer. Er verhöhnt („Furcht und Beben“, p. 82) die Theologen, die durch Kunstgriffe der Auslegung Jesu Worte beseitigen wollen, daß man seine Familie hassen solle. Er macht die Worte zu seinen (Ausgew. Nachschrift, p. 551): „Für den Gläubigen gilt es, Vater und Mutter hassen zu müssen. Denn bedeutet es nicht gleichsam sie zu hassen, wenn er seine Seligkeit an eine Bedingung geknüpft hat, die, wie er weiß, sie nicht annehmen.“ Seine Mutter nennt er nie.

Im Jahre 1848 hat er nicht das leiseste Verständnis oder Interesse für all das, was um ihn her vorgeht. Er hat nur Spott für die interessierten Patrioten übrig.

Man lese Kräpelins und anderer Forscher Schilderung der Epileptikerreden: weitläufig, mit vielen Umschweifen und Parenthesen, deren Verbindung mit dem Thema zu entdecken, oft unmöglich ist, dabei ein beständiges Zurückkommen auf das Thema, oft auf bestimmte, stereotyp wiederholte Schlagworte. Ist das nicht eine Schilderung des Sören Kierkegaardschen Stils mit den vielen Abschweifungsbestrebungen, den langen Parenthesen und den ewigen Schlagworten?

Ich habe Lust, mit einem anderen, naheliegenden Beispiel zu schließen, das ebenso peinlich wie lehrreich ist. Ich denke an den jungen talent-

vollen Maler *Johannes Holbek,** der nur 30 Jahre alt hinweggerafft wurde.

Mir ist nichts bekannt von einem Anfall irgendwelcher Art, aber das Seelenleben, das sich in seinen Schriften offenbart, legt klares Zeugnis ab, daß er jedenfalls ein mit dem Epileptiker aufs genaueste verwandter Geisteskranker war. Er starb an Gehirntuberkulose, so daß niemand Zweifel erheben kann, daß hier Geisteskrankheit vorliegt. Außerdem ist auf experimentellem Wege dargetan, daß gerade Beschädigungen der Gehirnrinde die epileptischen Erscheinungen hervorrufen können. Für zweifelnde Naturen wird es Interesse haben, einem handgreiflichen Falle nachzugehen, wo eine Gehirnkrankheit gerade die von uns angegebenen Geistesstörungen zuwege bringt.

Wir treffen das starke Selbstgefühl, die Anlage zu einer mystisch gefärbten Religiosität, in der er mehr und mehr als in der ihm eigentümlichen Mission aufgeht, die unmotivierte Angst, die momentweise Erfahrung des Paradiesesglückes, die Halluzinationen, den Lebensüberdruß, den Welt-

---

* Holbek (1872—1902), dänischer Zeichner und Maler. Lebte viele Jahre in Paris. Dank einem amerikanischen Gönner sind seine zwei Arbeiten „Ums Mittel herum" und „Dekadente Barbarei" als Prachtwerke in kostspieliger Ausstattung erschienen. Für das Studium der Dekadence in der Malerei sind diese Arbeiten eines notorisch Geisteskranken außerordentlich wichtig. Seine Krankheit machte ihn zuletzt zu einem typischen religiösen Reformator.

und Menschenhaß, den Groll auf das gesunde Geschlechtsleben usw.

Einige Zitate seines Buches „Dekadente Barbarei“ werden, was hier gesagt ist, dokumentieren.

„Bilde ich nicht die unsichere Brücke der Zukunft, über die alle gehen müssen?“ „Wie alt muß ich werden, ehe du (sc. Gott) mich für reif schätzest, sowohl die Begriffe derer, die das Leben lächelnd morden, als auch derer, die in schläfriger Arglosigkeit Kinder erzeugen, umzuformen?“

„All mein Denken über Leben und Tod entspringt eines flüchtigen Augenblicks — Empfindung zu sterben.“ „Der Gotteskampf bezeichnet ein willenloses Schwingen der Menschenseele zwischen glühendem Vertrauen und eisigem Mißtrauen zu dem über alle gebreiteten eisigen Hauch. Ein jeder kennt das, der *Monate in rätselvoll verzweifelter Spannung* und heimlich in *unergründlicher Angst* gelebt hat.“ *„Todeskampf ist Menschenleben.“*

„Das Ziel all meines Bestrebens, die Absicht all meines Arbeitens ist, den gequälten Erdenkindern die Herrlichkeit des Himmelreiches zu zeigen, so wie ich sie jenen Abend vor vielen Jahren sah, als ich nackt und gefühllos auf dem Steinboden meiner elenden Kammer lag und zu Gott betete.“ „All meine Eigenart ist der Widerschein des wunderbar Großen, dem ich gegenübergestanden habe — all mein Talent, all meine

Freude wurde weggesengt vom Blitze, der von oben kam.“

„Riecht die ganze Gesellschaft nach Verbrechen, Geld, Falschheit und Hundebrunst, so wenden wir dem ganzen Bürgerhaufen den Rücken zu und verbergen uns.“ „Unser Haß wird schon das Fett vom schläfrigen Grinsen der Öffentlichkeit wegzuschmelzen wissen.“ „Alles, was widerlich ist, ist dort zusammengeknetet, wo die Wahrheit ihr Lager hat.“

In der Liebe sieht er nur einen Moloch. Als eine blutige Ironie zeichnet er zwei junge Verliebte („Nordisches Verlöbnis“) in einer Stellung, die für zwei junge Verliebte wirklich sehr natürlich genannt werden muß.

Öfter gedenkt er des Fastens und der Halluzinationen.

Das Beispiel Holbeks lehrt uns wieder, daß das Hirngewebe krank und zugrunde gerichtet und doch imstande sein kann, talentvolle Arbeit hervorzubringen, ja die Krankheit verleiht sogar eine eigene Größe und fesselnde Originalität.

Welches Interesse hat man denn nun, zu wissen, daß ein solcher Mensch geisteskrank ist?

Ein nicht geringes. Denn weiß man es, so kann man mit größerer Sicherheit das Gold von den Schlacken sondern. Wir wissen, wo der Be-

treffende seine Mängel hat, und gegen diese Seiten seines Wesens wappnen wir uns mit Skepsis, selbst wenn wir uns über Sprache und Form freuen können. Wir bewahren einen Zweifel, ob die Welt so niedrig sei, die Menschen solche Lumpen, die Pharisäer so schlimm, die Liebenden so hundebrünstig, die Askese und das Fasten so wertvoll. Und wir halten die bei seinen Halluzinationen gemachten religiösen Erfahrungen nicht für wirklicher als die Fieberdelirien, die wir selbst bei einer Krankheit haben können.

Dagegen machen wir nicht den nächsten Schritt, alles, was von einem Geisteskranken stammt, für wertlos zu erklären. Wir bestreiten nicht, daß die kranke Muschel eine Perle erzeugen kann, aber noch weniger erklären wir die Muschel in Rücksicht auf die Perle für gesund. Auch die Lampe des Geistes wird qualmen, wenn sie zu hoch geschraubt wird, und der Rauch kann so dicht werden, daß sich die Flamme verdunkelt; aber selbst dann kann sie leuchten und frommen und nach Nutzen und Stärke gewürdigt werden; denn wir taxieren unsere Ideen nicht nach ihrem Ursprung, sondern nach ihrem wahren Gehalt.

Deshalb ist es eine schädliche und törichte Reaktion, sich der wissenschaftlichen Unterscheidung von gesund und krank widersetzen zu wollen.

Geisteskranke für gesund anzusehen, hat in der Welt unendlich viel größeres Unheil angerichtet, als der umgekehrte Fall.

Trotz allem werden die Laien auch fernerhin dafür durchs Feuer gehen, daß die Ärzte Idioten und die Geisteskranken normal seien. Selbst aufgeklärte Männer besorgen hier — aus Bequemlichkeit — das Geschäft der Dunkelmänner.

Das Hauptargument ist gewöhnlich dasselbe: Der Patient „macht nicht den Eindruck eines Geisteskranken". Alle die Krankheitssymptome, die angeführt werden, kenne jeder von sich selbst. Wem sei nicht angst gewesen? Wer habe nicht die Einsamkeit gesucht? Wer habe nicht nackt und gefühllos auf dem Steinboden seiner Kammer gelegen und die Herrlichkeit des Paradieses gesehen? Wenn die Diskussion eifrig wird, ist man zu fragen versucht: wer habe nicht Tuberkeln im Hirn gehabt?

Alle diese Einwände zeichnen sich dadurch aus, daß sie gleich bedeutungslos sind. Konsequent münden sie nämlich in dem Resultat, daß epileptische Geisteskranke überhaupt nicht existieren.

Erstens gibt es nun keinen Arzt, der bestreitet, daß ein Geisteskranker zusammenhängender Gedanken fähig sein kann. Im Gegenteil. Geisteskrankheit ist oft eine *folie raisonnante.* Der Geisteskranke kann über sein eigenes Wesen völlig im

klaren sein und sorgfältig verbergen, wie es um ihn steht. Ein Beispiel wie Holbek illustriert gut, wie klar man selbst mit einem ganz untergrabenen Gehirn denken kann, wenn auch die Krankheit unerbittlich ihr Gepräge dem Charakter des Denkens eindrückt.

Man muß sich demnächst hüten, weit verschiedene Phänomene gleichzustellen, die auf Grund der Spracharmut oder oberflächlicher Analyse durch dasselbe Wort bezeichnet werden.

Es ist ja ganz gewiß, daß, wie Leonardo da Vinci sagt, ein Künstler viel allein sein soll, um über viele Dinge nachzudenken. Aber welcher Sprung von dieser Einsamkeit mit einem bestimmten Ziel bis zu der zwangsmäßigen Flucht vor der Welt, die als höhnend oder feindlich aufgefaßt wird!

Weiber und Kinder — vielleicht auch Männer — können im Dunklen oder an einsamen Orten Angst empfinden. Aber was hat diese Furcht, die doch eine vernünftige Ursache hat, mit der plötzlichen, nach außen hin unmotivierten, wilden Angst und Todesempfindung zu tun, die den Kranken erfaßt? Es kann manche andere Ursache als Epilepsie daran schuld sein, aber derjenige, der sie in der beschriebenen Form gekannt hat, wird zweifellos am klügsten handeln, einen Arzt aufzusuchen.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß

mancher Mensch ein einzelnes, untergeordnetes Symptom haben kann, ohne deshalb krank zu sein. Selbst ein einzelnes, klar ausgesprochenes Symptom erlaubt in der Regel die Wahl mehrerer Formen der Geisteskrankheit.* Aber je mehr Symptome sich zusammenketten, wenn sie auch noch so unbedeutend erscheinen mögen, desto weniger gesunde Menschen gibt es, die sie für sich in Anspruch nehmen können, desto klarer und entscheidender ist das Krankheitsbild.

Wir haben gesehen, daß sich die Symptome

---

* Da ganz verschiedene Ursachen dieselben pathologischen Phänomene hervorrufen können, ist es verständlich, wenn Irrenärzte in einzelnen Fällen abweichende Diagnosen stellen. Während der linke Flügel, auf den ich mich stütze, ständig den Rahmen der Epilepsie erweitert hat, ist der rechte Flügel geneigt, ihn zu verengen und die Diagnose auf Hysterie oder Paranoia für die ihm nun außerhalb liegenden Fälle zu stellen. So haben mehrere Spezialisten (allerdings wegen eines höchst mangelvollen Materials) die Diagnose hysterische Paranoia in betreff Lazzerettis aufgestellt. Jedoch hat ein solcher Streit weit größeres medizinisch-psychiatrisches als religionshistorisches Interesse. Von ungleich größerer Wichtigkeit ist es, zu betonen, worüber alle Ärzte einig sind: daß die pathologischen Symptome *jedenfalls Geisteskrankheit* beweisen. Unser Beweis, daß die Prophetnaturen geisteskrank sind, würde nur an Stärke und Reichtum gewinnen, wenn wir auch die für Paranoia eigentümlichen Symptome berücksichtigen — eine Krankheit, die oft sowohl mit Hysterie als auch mit Epilepsie in Verbindung treten kann. Es soll denn auch nicht von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß nicht bloß Epilepsie, sondern auch Paranoia, Dementia paralytica und möglicherweise hysterische Geisteskrankheit die Prophet- und Christusgestalten hervorbringen können.

auf die launenvollste Weise verschlingen können. Gewisse Züge, die bei einigen mit typischer Klarheit auftreten, können bei anderen ganz fehlen, ohne daß sie dadurch die Diagnose zweifelhaft machen.

Zum Schluß muß es endlich eingeschärft werden, daß Epilepsie nicht gleichbedeutend mit epileptischer Geisteskrankheit ist. Sehr viele, die den klassischen Anfall haben, gehen ohne andere Störungen von Bedeutung durch das Leben. Dagegen wird man schwerlich ohne tiefergehende geistige Störungen die Äquivalente klar ausgesprochen finden.

DER PROPHET JESUS.

Die Eigentümlichkeiten der Prophetennaturen, die auf sie selbst und die Umgebung einen so tiefen Eindruck machten, unterschieden sich nicht von den auch in den heidnischen Ländern wohlbekannten und dort auch für heilig gehaltenen Erscheinungen. Wir haben ferner gesehen, daß alle Züge dieser Eigentümlichkeiten auch den Prophetengestalten unserer eigenen Zeit gemeinsam sind. Und daß alles, was dabei überraschend wirkt, täglich in unseren Irrenanstalten beobachtet werden kann.

Demnächst haben wir bemerkt, daß wir es überall mit einer Prophetennatur zu tun haben, wo wir einem Menschen begegnen, der in vollem Ernst sich für einen höheren, göttlichen Abgesandten hält und sein Leben darauf anlegt. Ebenso wie der Mensch, der an zwangsmäßigen Querulantenideen leidet, ein Querulant ist, und wie der Mensch, der von zwangsmäßigen Größenwahnideen verfolgt wird, an Größenwahn leidet, so ist auch derjenige, der sich als Messias proklamiert, eine Prophetengestalt, eine Messiasnatur, d. h. ein Kranker.

Im selben Augenblick, wo bewiesen ist, daß Jesus sich für den Sohn des Menschen oder den Messias ausgegeben hat, ist es gegeben, daß er mit Jeremia, Paulus und Sören Kierkegaard geistesverwandt ist. Es würde dem Gegner nicht sonderlich nützen, wenn er nachweisen könnte, daß all die gewöhnlichen prophetischen Charakterzüge Jesu fehlen. Man würde damit unseren Beweis nicht erschüttern können. Überdies will ich im folgenden dartun, daß man zu einem solchen Nachweis außerstande ist. Zug für Zug fügt sich das Bild zusammen, das wir von einem Propheten erwarten müssen.

Jedermann weiß, wie spärlich unser Material ist. Obendrein hat es ganz andere Ziele als gerade die Aufklärungen zu bringen, die uns wichtig sind. Die Verfasser des Materials sind sogar direkt interessiert, die Züge zu verstecken, die wir suchen; deshalb ist ihnen auch die Erreichung ihres Zieles so leicht gefallen. Wenn es 50 Jahre lang hat verborgen bleiben können, woran Kierkegaard litt, er, der sich doch ganz bis in unsere Zeit hinein auf unseren Straßen bewegte, da wird es niemanden wundern, daß Jesus als ein ungelöstes Rätsel stehen geblieben ist, um so mehr als man die Lösung dieses Rätsels zu einem Verbrechen gemacht hat.

Falls man sich die Mühe machen wollte, die Evangelien zu lesen, würde man die Bestätigung meines Resultates erhalten: Jesus ist ein Prophet. Das sagt nicht bloß seine Umgebung, sondern auch er selbst. Eine einzelne Stimme aus dem Volke ist bereits angeführt. Unter anderen könnte man noch die Stelle Lukas XXIV, 19 vorbringen, wo die zwei Jünger auf dem Wege nach Emmaus ihn nennen „einen Propheten, mächtig von Taten und Worten, vor Gott und allem Volk". Von sich selbst sagt Jesus das bekannte Wort, daß ein Prophet nirgends so verhaßt sei wie in seiner Vaterstadt und in seiner eigenen Familie. Und nicht minder deutlich sagt er mit Hinblick auf sich selbst: „Doch muß ich heute und morgen und am Tage danach wandeln; denn es tut's nicht, daß *ein Prophet* umkomme außer Jerusalem" (Luk. XIII, 33).

Wir werden denn auch schnell einsehen, daß die Auffassung der Kirche:

Mit Lächeln ging er seinen Gang,
Und nur wo Sünde frech im Schwang,
Da seufzt' er auf und bebte —*

ganz falsch ist, wenn man die Darstellung der Evangelien danebenhält. Wie die Propheten schwingt er zwischen *Angst und Gewaltsamkeit;* das Lächeln verzerrt sich zu Grimm, ja sogar zum Ausdruck unbändiger Wut, und er begnügt sich nicht mit

* Psalm aus dem dänischen Psalmenbuch. (Anmerk. des Übersetzers.)

Seufzen und Beben: er braucht gegen seine Feinde die groben Sprachausdrücke und er schlägt drein.

Jesus hat das Leiden *der Angst* gekannt trotz einem. Ergreifend lauten seine Worte: „Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!" (Luk. XII, 50). Als sie das letzte Mal nach Jerusalem hinaufgehen, heißt es von Jesus, daß er allein voranging, aber die in seiner Nähe waren entsetzt, und die in weiterem Abstand folgten, waren bange. Sowohl die Einsamkeit des Meisters als auch die Angst der sonst so zuversichtlichen Jünger zeugt von dem, was seine Brust bewegte. Wieder und wieder treffen wir ihn auf der Flucht vor der Welt nach öden Stellen, in die Einsamkeit der Wüste oder der Berge (Matth. XIV, 23; Mark. I, 45; Luk. V, 16; IX, 18). Von Markus erfahren wir ausdrücklich, daß der Beweggrund wirklich Angst vor dem Betreten der Städte war. Das Krankhafte kommt durch den Gegensatz heraus: daß er zu anderen Zeiten nicht davor zurückschreckt, selbst im Tempel angriffsweise vorzugehen. Aus der Angst entspringt auch seine letzte Ermahnung an die Jünger, sie mögen ein Schwert kaufen.

Nur der Umstand, daß Jesus vor einem der historischen Augenblicke seines Lebens, der notwendig erzählt werden mußte, einen *Angstanfall* hat, rettete uns eine solche Schilderung. Es kann

nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß der sog. Seelenkampf in Getsemane ein solcher Angstanfall ist. Kein gesunder Mensch hat etwas ähnliches gekannt, selbst nicht in Todesgefahr. Er fällt zur Erde, liegt in Todesangst (Agonia) und macht sich Luft in heißen Gebeten, gerade wie die Kranken. Die Evangelisten konnten einen Anfall von epileptischem *petit mal* nicht anders schildern. Einige eingeschobene Verse, die sich nicht in allen Handschriften finden, fügen sogar hinzu, daß aus seinem Schweiße zu Boden fallende Blutstropfen wurden, und daß er einen Engel des Herrn sah, der kam und ihn tröstete. Hinter dieser Schilderung des Schweißes liegt vielleicht eine wirkliche Erinnerung dessen, daß er wirklich einen Schweißanfall gehabt hat, was ja für die Prophetennaturen gerade charakteristisch ist. Etwas Wahres steckt auch hinter dem Engel, der ihn tröstet: Jesus tut hinterher plötzlich vollständig ruhig, obgleich nun wirklich Gefahr im Verzuge ist. Auch dadurch wird der Charakter eines Anfalls unterstrichen, der ja plötzlich kommt und plötzlich verschwindet. Man kann die Szene auch nicht mit Furcht verwechseln; denn Furcht dauert an, bis die Gefahr überstanden ist.

Man darf demnächst vermuten, daß die Apostel mit dem Phänomen wohl bekannt gewesen waren. Es wäre sonst undenkbar, daß diese Szene, die auf Jahrtausende gewirkt hat, nicht auf sie einen derartigen Eindruck gemacht hätte, daß sie jeden-

falls mindestens nicht in Schlaf gefallen wären.

Die ganze Szene hat eine schlagend moderne Parallele in Lazzerettis Angstanfall in seinem Kloster am 8. März 1878.

Man kann auch nicht beweisen, daß unsere Berichte über Jesus andere Formen der epileptischen Äquivalente ausschließen. Man muß im Gegenteil sagen, daß schwerlich eine treffendere Beschreibung eines Tobsuchtsanfalls *(grand mal)* geliefert werden könnte als die Evangelienschilderung der Tempelaustreibung. Daß sie einen religiösen Charakter hat, ist nichts Neues und Auffallendes, deshalb auch kein Einwand. Auch kann man nicht behaupten, daß sie der natürliche Ausschlag eines gesunden und liebevollen Menschenwesens ist. Sie wäre wohl kaum in bezug auf einen hitzigen Choleriker erklärbar, und sie steht in einem schreienden Gegensatz zu Jesu eigenem Predigen der Nachsicht und Milde und des Strafaufschubs. Man hat deshalb die Wahrheit des Berichtes ganz bezweifeln wollen. Aber abgesehen, daß Jesu Anhänger kein Interesse daran haben konnten, die Szene zu erdichten oder sie mitanzuführen, da sie, selbst wenn Jesu Worte eine Prophetreminiszenz enthalten, keine Messiasprophezeiung erfüllt, steht sie auch in völliger Übereinstimmung mit all den gegen die Pharisäer, die Schriftgelehrten und das Volk der

Juden gerichteten, ähnlichen Ausfällen, wie sie in Jesu letzten Reden zusammengestellt sind. Die milden, liebevollen Worte einerseits — der sprühende Haß und die ungezügelte Gewaltsamkeit auf der anderen Seite — das ist es, was das Prophetenbild macht.

Das wilde Vorwärtsstürmen, das wir in den ältesten Evangelien finden, ist sogar verschärft worden in der späten Tradition des vierten Evangeliums, das sonst Jesum sanfter und wärmer zu machen bestrebt ist. Hier ist es nicht genug damit, daß er Tische und Stühle umwirft, sondern er macht sogar eine Geißel aus Stricken und peitscht Menschen und Vieh hinaus, während er Sprüche des alten Testaments über das Volk ausschreit. Hier haben wir die ganze Grausamkeit, die gerade nach der Meinung des Judentums für die Propheten charakteristisch war.

Man sollte meinen, daß es für tiefere christliche Naturen, die sich zu jener von Thorwaldsen als Motiv seiner Darstellung aufgegriffenen Seite hingezogen fühlen, befreiend wirken müßte, diese Szene als Ausdruck einer Krankheit Jesu und nicht als eine Äußerung seines innersten edelsten Wesenskernes zu erblicken.

Jesus teilt uns nichts von seinen inneren Erlebnissen mit, wir sehen nur die fertigen Resultate.

Wir wissen daher nicht viel über seine *Halluzinationen,* aber jedenfalls wird sie niemand als nicht vorhanden abzuweisen vermögen. Es ist doch Grund zu der Annahme, daß eine Halluzination hinter Worten wie folgenden steckt: „Ich sah Satanas vom Himmel niederfahren wie ein Blitz.“ Und wenn er nach seiner Taufe die Stimme des Vaters hört, den Himmel offen und den heiligen Geist in Gestalt einer Taube herabfahren sieht, so erhalten wir hiermit Aufschlüsse, die in dieselbe Richtung weisen dürften, besonders da Jesus so großes Gewicht auf seine Taufe legt.

Das Bild, das wir von Jesu *Charakter* bekommen, ist ebenso entscheidend — ebenso tragisch.

Die Gemeinde hat sich an eine einzelne Seite von Jesu Wesen gehalten, eben an die, die ihren edelsten Ausdruck in Thorwaldsens Statue gefunden hat, aber damit sich der Geist an eine solche Gestalt halten kann, muß man sowohl die Tempelszene als auch alle Worte Jesu gegen die Pharisäer, die Familie und das Vaterland wegschneiden. Die Kunst der Zukunft wird sich von einem Modell wie dem Schwärmer, dem Heiligen, dem Aufrührer Jakub* aus Margueritte in Algier in-

* Jakub, ein arabischer Heiliger (Marabu), der 1902 einen religiösen Aufruhr zu Margueritte in Algier anstiftete.

spirieren lassen. Der schwärmerische Glanz des Blickes hat allein die Möglichkeit, die gespannten, dem Bersten nahen Gegensätze zu binden: die edle Schönheit, die ruhige Würde, den sprühenden Haß, das brutale Ungestüm und die unendliche Milde.

Denn niemand hat jemals Jesu Charakter oder Temperament bestimmen können. Er ist nicht der sanfte Melancholiker und kein brutaler Choleriker, er ist nicht kühn und nicht feige, nicht vergebend und nicht unversöhnlich, nicht leutselig und nicht menschenscheu. Aber er ist all das abwechselnd und beständig in höchster Potenz, in äußerster Anspannung. Im Tempel ist er tollkühn und, wenn er nicht die Städte zu betreten wagt, sondern an öden Orten herumirrt, ist er feige. In Gethsemane und nach seiner Verurteilung ist er mutloser als sehr viele Märtyrer. Er kann die höchste Liebe und den tiefsten Haß predigen selbst gegen Familie und Vaterland. Bald sucht er das Gewühl — bald die öde Einsamkeit in Gebirge und Wüste. Und die Krankheit ist die Unruhe, die ihn zwingt, wie ein Pendel von Extrem zu Extrem zu schwingen.

Bei all diesem Wogen und Wechseln sind es wieder die besonders prophetischen Charaktereigentümlichkeiten, die dem Bilde den Stempel aufdrücken: das Selbstgefühl, das mystische Gefühl

---

Wurde zu lebenslänglichem Aufenthalt in der Strafkolonie verurteilt. War dem Aussehen nach ein schöner und edler Christustypus.

der Gottesgemeinschaft, die Gewaltsamkeit, der Haß, die ewige Unbeständigkeit, das Mißtrauen und das vom Normalen abweichende Geschlechtsleben.

Das Selbstgefühl kommt nicht bloß im Gedanken an die übernatürliche Würde zu Worte, sondern auch in einer Empfindlichkeit gegenüber Zurücksetzung. Einem Manne, der ihm zu Ehren ein Gastmahl gibt, wirft er vor, daß er ihn nicht festlich genug empfangen habe. Bei einer anderen Gelegenheit wird er dadurch gereizt, daß er die gelehrten Theologen, wie sie es nach der Landessitte gewöhnt sind, die Ehrenplätze einnehmen sieht, und er verlangt, daß sie sich zu unterst setzen und warten sollen, bis sie der Wirt aufrücken läßt — was ein ganz falsches Komödienspiel gewesen wäre, da sie der Wirt selbstverständlich gleich hätte heraufrücken lassen. Bei Jesu Einhauen auf die Theologen ist auch die Empörung darüber maßgebend, daß sie die Grüße auf den Märkten, die ersten Plätze in den Synagogen gerne mögen und in langen Kleidern umhergehen. Unsere Theologen tun ja dasselbe und es gibt wohl kaum andere als Sören Kierkegaard, der selbst eine Prophetennatur war, die im Ernst Aufhebens davon machen würden. Jesu eigene Jünger sind ja ebenso erfüllt davon, wer im neuen Gottesreiche zu oberst sitzen soll.

Aber auch Jesus selbst übt eine so selbstver-

leugnende Demut nicht, wie er sie von den Theologen fordert. Er nimmt es ruhig an, daß die Leute ihm zu Ehren Gesellschaft geben, und weist den Wirt zurecht, wenn der Empfang nicht im Verhältnis zu seiner hohen Bedeutung steht. Und er nimmt die Huldigung entgegen, die ihm so rührend jede Hure nach besten Kräften und bestem Willen erweist. Er läßt sich von ihr salben, sich die Füße küssen und mit dem Haare abtrocknen. Es ist nicht zu leugnen, daß es die demütige Hure ist, die das Bild solcher Szenen ergreifend macht.

Das Gefühl seiner Gottesgemeinschaft gibt sich in all den bekannten Äußerungsformen kund. Er meint zum Reformator berufen zu sein, was, wie gewöhnlich, darin besteht, daß er seinen eigenen Charakter mit seinen Krankheiten und Gebrechlichkeiten zur Regel für die ganze Menschheit macht. Er kann sich nicht in das drückende Band des Gesetzes und der Gebräuche finden. Er läuft Sturm gegen die sinnlosesten von ihnen, die ihn am meisten genieren: Bestimmungen über Fasten, Sabbatsruhe und Reinigungen — ganz wie Zewi gegen die strengen Talmudregeln opponierte. Diese Seite seiner Tätigkeit würde unsere volle Sympathie haben, wenn sie konsequent durchgeführt wäre. Aber statt der Bürden, die Jesus wegnimmt, legt er uns neue auf, die mindestens ebenso schwer wiegen, wenn sie auch *auf Grund seiner speziellen Natur* leicht für ihn sind, so das Gebot, seine

Familie zu hassen (Lukas XIV, 26), das Verbot, Eigentum zu sammeln, das Verbot der Ehescheidung, das eindringliche Empfehlen geschlechtlicher Enthaltsamkeit und das Gebot, statt sich zur Wehr zu setzen, im Gegenteil die andere Wange hinzuhalten.

Das letzte Gebot konnte Jesus nicht einmal selbst befolgen. Nimmt man alles in allem die anderen Gebote, so gibt es nicht zehn Menschen, die sie anerkennen und — unter gesunden — nicht einen, der imstande wäre, ihnen nachzukommen. Aber sie waren ja auch eine natürliche Äußerung von Jesu besonderer Natur.

Als ein Produkt des Selbstgefühls und der hochgespannten Gotteskindschaft entsteht die Vorstellung, daß *sein Leiden die Sünde der Menschen abbüßen könne.* Aber diese Vorstellung saugt zugleich Nahrung aus Gedanken, die uralt in Israel waren. Ein Sündenbock war imstande, des Volkes Schuld in die Wüste hinauszutragen. Dann teilt Deuterojesaja „dem leidenden Knechte Jahves", d. h. dem gläubigen Teil des Volkes, diese Rolle zu. Und Jesus geht auf diese Rolle ein, die sich der Prophet jedenfalls nur momentan als die eines einzelnen Menschen gedacht hat.

Daß die Gemeinde Jesus als das große Beispiel der Milde und Liebe darstellt, ist leicht verständlich. Aber die Evangelien sind weit davon entfernt, einer solchen Darstellung Rückhalt zu geben.

Das Verhältnis zu seiner Familie ist das, daß sie ihn und er sie haßt. Jedenfalls stellt er die Forderung auf, daß man die Familie *hassen* soll. Nachdem die Familie versucht hat, Jesus mit sich nach Hause zu nehmen, da sie um seinen geistigen Zustand besorgt ist, hören wir in den drei Evangelien kein Wort mehr von ihr. Falls dies ein Ideal ist, das Gott den Menschen vor Augen zu stellen wünschte, sind sie ihm jedenfalls nicht gefolgt. Es ist wahr, daß er gegen die Kranken und Armen gut war. Das gehörte ja mit zu seinem vermeintlichen Beruf; sie standen ihm nicht im Wege; und selbst empfing er ja von seinen Anhängern alles als Geschenk. Von den Weibern heißt es, daß sie ihm dienten „mit dem, was sie besaßen" (Lukas VIII). Selbst die Pharisäer luden ihn ein. Aber man kennt aus den drei Evangelien kein Beispiel dafür, daß ihn an irgend einen Menschen freundschaftliche Sympathie gefesselt hat. Die Apostel folgen ihm als Diener, aber nicht als Freunde. Selbst sie sind Gegenstand seines Mißtrauens, wenn er zweifelt, ob er bei seiner Wiederkunft Glauben auf Erden finden werde. Er wird als ein Kinderfreund hingestellt, aber es findet sich keine einzige Erzählung davon, daß er die Kinder aus Liebe zu ihnen gesucht habe. Wir hören nur, daß er über die Jünger empört sei und sie schelte, wenn sie Weiber fortjagen, die ihren Glauben und ihre Huldigung dadurch bezeugen,

daß sie ihm die Kinder bringen, damit er sie durch Handauflegen vom Bösen befreien möge. Und wir hören, daß er Kinder zur Erläuterung seiner Lehren heranzieht. Aber davon bis zur Kinderliebe ist ein weiter Sprung. Wir spüren auch nie, daß Jesus Dankbarkeit kennt. Er nimmt alles als eine Selbstverständlichkeit entgegen — wieder ein typischer Prophetenzug.

Der Verfasser des Johannesevangeliums hat die einem aus dem Jesusbilde der alten Evangelien entgegenwehende Kälte gemerkt — und er hat dem abgeholfen. Erst hier treffen wir Jesus in einem wirklichen Freundschaftsverhältnis zu Lazarus und seinen Schwestern. Hier wird das Verhältnis zu einem der Jünger, Johannes, ein warmes Sympathieverhältnis. Hier hören wir — allerdings in einer Einfügung — die milden Worte gelegentlich des auf Ehebruch ertappten Weibes. Und vor allen Dingen wird, ehe er stirbt, das Verhältnis zur Mutter wieder in Ordnung gebracht; er sorgt für sie wie ein liebevoller Sohn. Der Verfasser hat nicht bloß das Bedürfnis gehabt, Jesum göttlicher, sondern auch mehr menschlich milde zu machen. Und wer möchte nicht wünschen, sich bei diesem weit edleren Jesusbilde zu beruhigen? Es ist bloß nicht möglich, weil es unhistorisch und in Widerstreit zu unseren ältesten, eine solche Milde nicht kennenden Gewährsmännern steht.

Im Gegenteil ist es hier die prophetische Ge-

waltsamkeit, die dem Bilde das Kolorit verleiht. Er, der doch die Scheltworte zu den dem Herzen entspringenden bösen Dingen rechnet, verschmäht selbst kein Scheltwort gegen die Pharisäer und die Schriftgelehrten. Sie sind Satanas Kinder, Schlänglein, getünchte Gräber, voller Bosheit usw. Wir sind ja an so etwas von den Propheten her gewöhnt, aber die Rabbiner, die wir kennen, berechtigen keineswegs zu einem so heftigen Urteil. Welche edlen Gestalten trifft man nicht unter den Rabbinern! Jesu Haß gegen die Theologen, ja gegen sein ganzes Volk — wie es in den Gleichnissen zum Ausdruck kommt — stammt daher, daß sie seine Mission als eine fixe Idee betrachteten, die nicht einmal in den Schriften einen Rückhalt fand. Aber hierin hat ja die Forschung unserer Zeit den Schriftgelehrten jener Zeit recht geben müssen. Man lese bloß, was der auf diesem Gebiete in Dänemark kompetenteste Mann, Professor Buhl meint: „Auch nicht an denjenigen Stellen der prophetischen Schriften, wo die Entwicklung kulminiert, kann geradezu eine Identität von Vorhersagung und Erfüllung nachgewiesen werden.“ („Die messianischen Verheißungen“, S. 239.) Wenn man berücksichtigt, daß Buhl, als er dieses Buch schrieb, Professor der Theologie an der Universität war, muß man sagen, daß hierin ein recht unzweideutiger Ausdruck seines Gedankens lag: Jesus bezeichne keine Erfüllung für die Prophezeiungen. Jeder Messias hat die

Theologen verhaßt gemacht, aber die Theologen haben stets in ihrer Opposition gegen den Zwangsgedanken recht behalten.

Wenn man an die haarsträubenden Martern denkt, die die Juden jahrtausendelang um Jesu willen durchgemacht haben, da wirkt die Erkenntnis, daß all das nicht der von einem haßerfüllten Menschen gegen sein Volk verübten Verleumdung zu danken sei und seine versöhnende Erklärung in einer tragischen, schicksalsschwangeren Krankheit finde, abermals befreiend.

Aufs neue bekräftigt wird unsere Auffassung durch Jesu rastloses *Umherirren.* Und die Weissagungen hatten doch kein Wort darüber fallen lassen, daß der Messias von Ort zu Ort wandern sollte; eher setzen sie voraus, daß er seinen festen Sitz in der Residenzstadt habe.

Nur Mönche und Nonnen haben in Jesu *Geschlechtsleben* ein Vorbild gefunden. Er ist unverheiratet und preist diejenigen, die sich um des Gottesreiches willen entmannt haben. Daß er das Geschlechtsleben für etwas Niedrigeres ansieht, können wir daraus schließen, daß er meint, es solle im neuen Gottesreiche aufhören. Die größere Allgemeinheit hat jedoch in diesem Punkte dem Meister niemals folgen wollen. Nur ein Kranker — wie Kierkegaard — klammert sich daran. Denn für einen Kranken ist, um einen Ausdruck Holbeks zu gebrauchen, das erotische Verhältnis nur hündische Brunst.

Der *geistige Horizont* der Propheten pflegt sich zu verengen, bis er nur sie selbst und ihre Mission und was damit in Verbindung steht, umfaßt. Dasselbe können wir in betreff Jesu beobachten. Man hat die Gepflogenheit, die Gleichnisse als Jesu sicherstes Eigentum zu betrachten. Aber die drehen sich ohne Ausnahme — in den drei Evangelien — um das Gottesreich, dessen Stifter, dessen Voraussetzungen und um den Haß gegen die Pharisäer; also derselbe kleine, beständig variierte Gedankenkreis — eng wie in Kierkegaards „Der Augenblick".

Daß nun dieses ganze Bild keine Erfindung von mir ist, kann man klar in den Worten der Evangelien lesen. Wir hören immer wieder, wie die Menschen von Jesus meinen, er habe einen unreinen Geist, er sei besessen. Aber die vom Teufel Besessenen sind ja Kranke, die der Heilung bedürftig sind. Noch so spät wie im Johannesevangelium klingt es wie Volkesstimme: „Er hat den Teufel und ist unsinnig" (Joh. X, 20). Hier könnte man jedoch einwenden, daß solche Worte auf Rechnung der Feindschaft zu setzen seien. Aber ganz dieselben Worte werden seiner Familie, seiner Mutter und seinen Brüdern in den Mund gelegt, „als sie ausgehen und ihn halten wollten": „Er ist von Sinnen" (Markus III, 21). Seine eigene Mutter kann doch schwerlich in Verdacht geraten, daß sie ihn verleumden wolle.

Gehen wir davon aus, daß Maria mit ihrer Auffassung von Jesus, worin sie mit allen aufgeklärten Zeitgenossen einig und die mit der vollen Zeugnisschwere der Berichte zu belegen ist, recht hatte, da steht bei ihm nichts unbegreiflich und ohne Analogie da. Nur in ganz wenigen Punkten können wir eine Entwicklung bei Jesus spüren, aber wir können uns doch erklären, wie das vorliegende Resultat entstanden sein mag.

Wir verstehen, daß seine Wahl auf den „Sohn des Menschen“ fiel. Ein Prophet kann sich nicht mit der Hoffnung begnügen; er muß Drohungen zur Hand haben. Seine Angst und Todempfindungen lenken seine Gedanken auf das jüngste Gericht: er fühlt, daß das Himmelreich nahe sei. Soll er ein Messiasreich predigen, muß ein Weltgericht vorhergehen, wo er seinen Zorn an der ihm verhaßten Welt kühlen kann. Aber der Messias war Israels Hoffnung, deshalb wählte Jesus den „Menschensohn“, der als eine Drohung gebraucht werden konnte. Wenn er die Weissagung des leidenden Knechts annahm, vermochte er seine gegenwärtige Niedrigkeit erklärlich zu machen, und gleichzeitig konnten seine Träume von Größenwahn durch die Vorstellung von der herrlichen Wiederkunft in des Himmels Wolken zufriedengestellt werden, eine Vorstellung, die ja im Verein mit seiner Fähigkeit der Dämonenaustreibung bereits ihren Glanz über sein Erdenleben geworfen hatte.

Mehrere zusammenwirkende Umstände bestimmen ihn, einen Kreis von Jüngern um sich zu sammeln. Ursprünglich ist es wohl eine Nachahmung des Johannes und der anderen Propheten. Aber seinem Angst- und Einsamkeitsgefühl, seinem Drange, der Mittelpunkt eines Kreises zu ihm aufsehender Menschen zu sein, und später der Notwendigkeit, Leute zur Verkündung seines Ruhmes und seiner Lehre sich voraussenden zu können, lag eine tiefere Ursache zugrunde.

Wir haben schon gesehen, daß eine der Quellen dieser seiner Lehre *sein eigenes Naturell* war. Eine andere Quelle waren seine *festen Vorstellungen* vom nahen Gottesreich, von ihm selbst als dessen Träger und von allem, was damit in Verbindung stand. Im *Jüngerverhältnis* finden wir die dritte und letzte natürliche Quelle seiner Lehre.

Es gilt, die Jüngerschar *zusammenzuhalten,* sie an sich zu knüpfen und sie wie ihn selbst unstet zu machen. Aber so lange die Jünger festes Eigentum haben, sind sie unsichere Gefährten; denn wo ihr Erbteil ist, werden auch ihre Herzen sein. Deshalb gebietet er ihnen, ihr *Hab und Gut zu verkaufen,* es den Armen zu geben, ihm zu folgen und blind auf den Vater zu vertrauen, der den Sperling füttert und die Lilie kleidet, obgleich keines von ihnen arbeitet. So ist er sicher, daß sie nicht von ihm gehen, denn dann sind sie angewiesen auf das, was gute Menschen *ihm* geben

entweder für seine Heilungen, oder weil sie zum Glauben an ihn gekommen sind.

Aber auch *die Familie* ist ein Band, das er zerreißen muß, ebenso wie er in betreff seiner selbst den Bruch vollzogen hat — die Prophetnaturen entbehren ja oft des Familiengefühls. Derjenige, der seinen verstorbenen Vater begraben will, erhält die harte Antwort, daß er sich nicht darum bekümmern solle; die Toten können selbst ihre Toten begraben. Sehnen sich die Jünger nach Hause, erschallt nur das strenge Gebot, Vater und Mutter, Kinder und Geschwister zu hassen. Auf jede Weise legt er der Ehe Hindernisse in den Weg. Nicht bloß durch Wort und Beispiel empfiehlt er den ledigen Stand; er errichtet auch neue Schranken: die Geschiedenen dürfen sich nicht mehr verheiraten. Wenn er — mit Ausnahme im Falle des Ehebruchs — die Ehescheidung verbietet, wird in den Augen der Jünger auch dieses Gebot zu einer Schranke für die Ehe, einer Warnung: „Stehet die Sache eines Mannes mit einem Weibe also, so ist's nicht gut, ehelich zu werden" (Matth. XIX, 10). Gegen diese Deutung hat Jesus nichts einzuwenden.

Indem Jesus für sich und die Seinen die produktive Arbeit aufhebt, wird er genötigt, ihre Existenz auf *Almosen* zu begründen. Das ist seine lockende und naheliegende, aber leider unhaltbare Lösung des sozialen Problems.

Diese Punkte seiner Lehre sind also rein praktische Veranstaltungen, die mit Naturnotwendigkeit aus dem Jüngerverhältnis aufschießen mußten.

Zur Norm seines Lebens und seines Werkes nimmt er die Vorhersagungen der Propheten und hält sich genau im gegebenen Rahmen. Was für Prophezeiungen er sich als Vorbild nimmt, hören wir z. B. Lukas IV, 18, wo er Deuterojesajas Prophezeiungen zu erfüllen meint (Jes. LXI, 1—2): „Der Geist des Herrn ist bei mir, darum daß er mich gesalbet hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen. Und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn.“ Man könnte eine Stelle wie Jesajas LVIII, 6—7 hinzufügen, wo der Prophet das Fasten in Sack und Asche verwirft und Fesseln zu sprengen und den Bedürftigen zu helfen als ein gutes Fasten preist — Gedanken, die Jesus wiederholte. Oder man könnte Maleachi III, 5 anführen: „Und ich will zu euch kommen und euch strafen und will ein schneller Zeuge sein wider die Zauberer, Ehebrecher und Meineidigen und wider die, so Gewalt und Unrecht tun den Tagelöhnern, Witwen und Waisen, und den Fremdling

drücken und mich nicht fürchten, spricht der Herr Zebaoth" — eine Prophezeiung, die auf Jahve selbst geht. In solchen und ähnlichen Worten hat Jesus seine Lebensregeln und Vorbilder gesucht, und *wenn er sie nicht vorher gekannt hätte,* würde vielleicht Anlaß sein, sich über die Ähnlichkeit zu wundern. Aber derjenige, der bloß den Prophezeiungen nachlebt, die er kennt, kann niemals etwas anderes als ein *Nachahmer,* als eine der Figuren im Drama sein.

Jesus sagt offen, daß er die Menschen darnach beurteilt, ob sie auf seine Vorstellungen eingehen oder nicht. Diejenigen, die seine Ideen zu den ihrigen machen, will er vor dem Vater und seinen Engeln bekennen, diejenigen, die ihn verleugnen, will er verleugnen. Hier kommt wieder das Kranke zum Vorschein. Denn ein Mensch, der an einem Zwangsgedanken leidet, wird die Menschen nicht anders beurteilen können. Übrigens war auch dieser Gedanke an den *Wert des Glaubens* nicht neu. Habakuk hatte ihn vor Jesus ausgesprochen. Aber die Rechtspflege und Staatsordnung der ganzen Welt legt lauttönend Zeugnis davon ab, daß der Gedanke nicht überzeugt hat. Die ganze Menschheit geht faktisch und praktisch davon aus, daß der Wert eines Menschen nicht auf dem, was er glaubt, sondern auf dem, was er tut, beruhe. Daß der Gedanke an das Verdienst des Glaubens krank ist, ergibt sich allein aus all dem Jammer

und Unheil, das er als Feind aller Moral verursacht hat.

Um sich in seinem eigenen Glauben zu bestärken, späht Jesus nach *Zeichen* der Zeit. Der Geist sei nach Joels Prophezeiung ausgegossen; denn er, Jesus, könne Geister austreiben — was allerdings Juden und Heiden vor ihm konnten. Die Zeiten seien so schlecht geworden wie in Noahs und Lots Tagen. Dasselbe hat jedoch jeder Prophet und Bußpraedikant von seiner Zeit gesagt.

Aber in unerschütterlichem Vertrauen zu sich selbst und den Propheten erkühnt sich Jesus, selbst *zu prophezeien.* Er verkündet, daß Elias in des Täufers Gestalt gekommen sei. Aber da Elias dicht vor Jahves Tag erscheinen sollte, der aber noch nicht eingetroffen war, kann dieses Wiedererkennen des Propheten kaum richtig sein. Die zwölf Apostel sollen auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme richten. Von Judas, der Jesus verriet und in den der Satan gefahren, kann doch kaum angenommen werden, daß er irgend ein Richteramt zu versehen hat. Endlich prophezeite er, daß der Menschensohn zu Gerichte sitzen sollte, während einige seiner Anhänger noch am Leben wären. Hier kann jeder kontrollieren, daß seine Voraussagungen im entscheidendsten Punkte im Stiche ließen. Und damit ist seinen Träumen der Schleier unrettbar abgerissen.

Gegen mein Resultat, daß Jesus ein an derselben Krankheit wie die anderen Propheten leidender Prophet ist, hat man zwei Haupteinwände erhoben, die wir nun jeden für sich betrachten wollen.

Man führt gegen mich den *außerordentlichen Einfluß* an, den Jesus geübt hat.

Man vergißt, daß Jesu Einfluß auf sein Zeitalter ganz außerordentlich gering war und in keiner Weise einen Vergleich mit dem Einfluß duldet, den Männer wie Muhammed, Zewi, Mohammed Ahmed oder sogar Lazzeretti noch zu ihrer Lebenszeit ausübten. Bei der Apostelwahl in Jerusalem waren die christlichen Brüder 120. Das verschlägt nicht viel im Vergleich zu den Millionen von Gläubigen des Mahdi, und doch wird kaum jemand bestreiten, daß dieser krank war. Die Zeiten überdauernd, hat sich ferner der Glaube an Mohammed mit einer dem Christentum ganz verloren gegangenen Ausdehnungskraft und Widerstandsfähigkeit gegen christliche Mission und innere Anfechtungen behauptet. Das Christentum dagegen geht in den alten christlichen Landen der Massen verlustig und löst sich auf, ja muß sogar mit ansehen, daß in den protestantischen Ländern die Hälfte der theologischen Katheder mit Männern besetzt ist, die nicht mehr an Jesu Göttlichkeit glauben.

Wenn man endlich in der Geschichte von Jesu Einfluß spricht, so beruht das auf einer Verwechslung von Jesus und Christus. Jesus ist die

historische Person, die einmal gelebt hat. Christus ist die rein sagenhafte Gestalt, zu der ihn die Gemeinde, namentlich auf Grundlage des unhistorischen vierten Evangeliums, umgebildet hat. Diese sagenhafte Christusgestalt ist es, die gewirkt hat und wirkt. Aber ihr Einfluß ist ganz unabhängig davon, wer und was Jesus war. Alle Götter des Olymps und Walhalls haben ja auch einen mächtigen Einfluß geübt, ohne daß irgendwelche Person hinter den Vorstellungen schwebte. Satan hat mehr als irgendwer gewirkt — und wie viele glauben heute, daß er eine wirkliche Person sei?

Demnächst muß man Paulus nicht vergessen, dessen Lehre das Christentum mehr als Jesu eigene Lehre durchsäuert hat. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, daß ohne Paulus und den Verfasser des Johannesevangeliums die Christen kaum größeren Einfluß gewonnen hätten als die kleine Schar, die sich um Johannes den Täufer gesammelt hatte.

Demnächst hat man einzuwenden, daß die Vorstellung von Krankheit unvereinbar sei mit Jesu hohen und bahnbrechenden, *geistigen* wie *moralischen Eigenschaften.* Hier stehen die Freireligiösen Seite an Seite mit Freidenkern und Altkirchlichen. Man begreift leicht, daß diejenigen, die vom Glauben an Jesu Göttlichkeit abgekommen sind, doch nicht die ihnen von Kindesbeinen an eingeimpfte und ins Blut übergegangene Vorstellung von Jesu

unvergleichlicher Hoheit aufgeben können. Hiergegen läßt sich nichts sagen: Jeder möge behalten, was er als religiöses Bedürfnis fühle.

Indessen muß es unsrerseits hervorgehoben werden, daß Beispiele wie Jeremia, Paulus und Kierkegaard beweisen, wie diese Krankheitsform keineswegs Genialität ausschließt. Kein Arzt bestreitet es. Einige gehen sogar bis zu der Annahme, daß Genialität ohne den von der Krankheit bedingten Druck aufs Gehirn nicht existiere. So viel ist jedenfalls sicher, daß ebenso wie Krebs auch epileptische Geisteskrankheit die Idioten und Genies befallen kann.

Es ist also über jeden Zweifel erhaben, daß Jesus zugleich krank und genial sein konnte.*

Seine Genialität bleibt dann eine Frage für sich.

Falls man unter Genialität Originalität versteht, so muß man sich in diesem Falle mit weniger als Genialität begnügen. Irgend einen neuen,

---

* Es ist wahrscheinlich, daß die Irrenärzte, die bei Lazzeretti die Diagnose: Paranoia (Verrücktheit) stellen. auch Jesus zu den Paranoikern rechnen würden, eher als zu den Epileptikern (einer unserer ersten Autoritäten unter den Irrenärzten hat sich privat in dieser Richtung ausgesprochen). Von dieser Diagnose aus wird das Beweismaterial für Geisteskrankheit noch größer. Daß Jesus an dieselbe Stelle gehört wie Lazzeretti und Bahá, ist unmittelbar als gegeben anzusehen. *Die Ursache* der pathologischen Phänomene herauszufinden, ist Sache der Ärzte.

sich nicht schon bei den Propheten findenden Gedanken — oft sogar genau in denselben Wendungen, worin Jesus sich ausdrückte — hat der Meister nicht in die Welt gesetzt. Bisher sind seine Gleichnisse als besonders originell betrachtet worden. Neueren Studien gegenüber hat man auch diese Position aufgeben müssen. P. Fiebig (Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. 1904) hat bewiesen, daß diese Lehrform in den Synagogen üblich war. Selbst Bousset (Jesus, p. 21) gesteht: „Was uns in der allerdings späteren Überlieferung des jüdischen Schriftgelehrtentums an Gleichnissen bekannt geworden ist, berührt sich in der Form und im Inhalt so sehr mit den Gleichnissen Jesu, daß hier ein Zufall nicht angenommen werden kann.“ Kernworte wie diese: „Ich will Barmherzigkeit und keine Opfer“, fanden sich ja bei Hosea, und sowohl Jesaja als auch Micha haben denselben Gedanken. Ein Wort wie: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, hatte Hillel in etwas anderer Form, die dasselbe bedeutete. Und aus tausendjährigen babylonischen Gesetzestafeln gräbt man ganz ähnliche Sentenzen auf. Ein Wort wie dieses: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“ steht leider in der *unechten* Einführung eines *unhistorischen* Evangeliums, ist also einem uns ganz unbekannten Manne zu verdanken, der Jesus übertroffen hat. Aber gesetzt, er hätte es ausgesprochen, so kann ich dennoch nicht einsehen,

daß es in seinem Munde die rechte Bedeutung gewinnt. Es müßte ja den Sinn haben: Wir sind alle schwache Menschen, laßt uns einander nicht noch mehr Leiden zufügen trotz unserer Vergehen! Erstens werden sich die Christen zu einer solchen Lehre nicht bekennen — sie huldigen der „gerechten" Vergeltung. Aber auch Jesus bekennt sich nicht dazu, sobald er den Pharisäern und nach und nach dem ganzen Volke der Juden gegenübersteht. Selbst wenn sie fehlten, so müßten doch *auch* sie aus dem mildernden Umstande, der in der Schwachheit aller liegt, Gutes genießen. Aber wirkliche Tiefe gewinnt dieses schöne, dieses herrliche Wort erst den Augenblick, wo man prinzipiell sagt: *Alle Strafe ist von Übel, weil sie ungerecht ist, denn niemand ist über seine angeborne Natur Herr.* Aber da halten sich die Christen die Ohren zu. Und von diesem großen Gedanken, dem Humanitätsgedanken der Zukunft, hat Jesus noch nicht geträumt. Er meint *grade,* daß das Volk, sein eigenes Volk, die Kinder des Reiches ausgestoßen werden in die Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen sein wird! *Strafe und Rache!*

Man will Jesus als das Ideal bewahren, aber wohl zu merken: Dem Ideal wollen nicht einmal die Geistlichen folgen. Das Ideal unserer Zeit ist der human verträgliche, vaterlandsliebende Gesellschaftsmensch, der dauerhafte Arbeiter, der gute Familienvater, der durch leidlichen Wohlstand be-

strebt ist, Schönheit und Glück um sich und die Seinen zu schaffen. Selbst die Pfarrer streben diesem Ideal nach — und tun wohl daran. Aber Jesus ist der polare Gegensatz von all dem. Und niemand — in unseren Landen — denkt daran, sein Hab und Gut zu verkaufen und auf die gebratenen Tauben zu warten oder wie ein Asket zu leben oder seine Familie zu hassen und sein Volk in die äußerste Finsternis hinauszustoßen. Nicht einmal die Geistlichen denken daran. Aber warum da nicht ehrlich sein und sagen, daß Jesus nicht länger das Ideal unserer Zeit sei? Weshalb nicht die Wahrheit reden?

Die Sache ist ja die, daß Jesus gar nicht durch seine persönlichen Eigenschaften gewirkt hat, sondern durch die Vorstellung, die beständig versagt hat, nämlich: daß er wiederkäme, um zu retten und zu richten. Seine befreiende Opposition gegen das Gesetzeswesen gereichte ja nur den Juden zum Vorteil und die würdigten sie nicht. Für alle die anderen Völker wurde Jesus eigentlich zu einem oft unerträglichen Gesetz und Zwang, der den Heiden unbekannt war.

Das Kranke in Jesu Verkündung ist es, das den Sieg davongetragen hat. All das beste in ihm hat man liegen lassen.

Indem wir nun von Jesus Bilde abtreten, halten wir uns nicht bei den vielen äußeren Zügen auf,

die uns hart und kalt vorkommen müssen. Es ist nicht unsere Absicht, Haß gegen Jesus zu säen oder einen Mann zu verläumden, der doch während sehr vieler Jahre unser Leben getragen hat. Unsere Sympathie dringt um all das Abstoßende und Verwundende herum zu der alles erklärenden Ursache, zu der Krankheit, die jeden Angriff entwaffnet. Fassen wir Jesu gegenüber unsere Grundstimmung zusammen, so ist sie ein echtes Mitgefühl mit einer bodenlos unglücklichen Natur, mit einem tragischen, großartigen Schicksal.

Mein Resultat wendet sich nicht an den Glauben und die Gläubigen. Doch braucht auch der Glaube sich nicht in seinen Interessen gekränkt zu fühlen, da er ja zu guter Letzt unanfechtbar von allem Verstandesmäßigen und allem Wissen ist. Ja, einem Manne wie Sören Kierkegaard, dem tiefsten und ernstesten Christen, den Dänemark besessen hat, würde sogar der Gedanke, daß Jesus seelenkrank war, gefallen haben. Für ihn war ja grade Jesu vermeintlich absolute geistige Überlegenheit ein Stein des Anstoßes. Wenn es verdienstvoll ist, zu glauben, dann müßte es um so verdienstvoller sein, je schwieriger es ist. Es würde dem Glauben eine größere Anspannung kosten, aber ihm auch größeres Pathos geben, wenn man annehmen müßte, daß Christus als ein bedauernswerter Seelenkranker zur Welt gekommen sei. Und durch das gespannte Glaubenspathos

würde das Gewissen größeren Frieden und größere Ruhe fühlen.

Jedenfalls müssen die Christen bedenken, daß es in unseren Zeiten ganze Volksschichten gibt, die für beständig dem Glauben den Rücken gewandt haben, weil er ihnen nichts Neues bietet. Aber dessenungeachtet steckt noch vielen als ein krankhaftes Erbe von tausend, in wechselnden Religionen gebundenen Generationen die elementare Angst und Unruhe im Blute. Auch diese Volksschichten haben einen Anspruch auf Ruhe, ein Recht auf eine hilfreiche Hand derer, die unter günstigeren Bedingungen so viele Jahre Studium und Denken opfern konnten, um die Ruhe des Verstehens zu erlangen.

Denn gegenüber Erfahrungen von Tausenden hat es keinen Zweck, wenn der Pfarrer predigt, daß man nur im Glauben und nicht im Verstehen leben und sterben könne.

Man rede den Leuten nicht länger vor, daß Niels Finsen* weniger ruhig als Bischof Martensen lebte und starb.

Die Gewißheit, daß alles sehr natürlich zugegangen ist und im Laufe der Geschichte tausend Analogien hat; die Überzeugung, daß man seine Ideale nicht von Gott oder Menschen, sondern aus

---

* Niels Finsen, der berühmte dänische Arzt und Forscher (der Erfinder und Begründer der Licht-Therapie [gegen Lupus usw.]), starb ruhig und lächelnd als Atheist.

seiner eigenen Brust holen soll — das ist eine Medizin, die die Angst ertötet, die Zeit und Kräfte für reichere Gefühle und fruchtbareres Wirken aufspart.

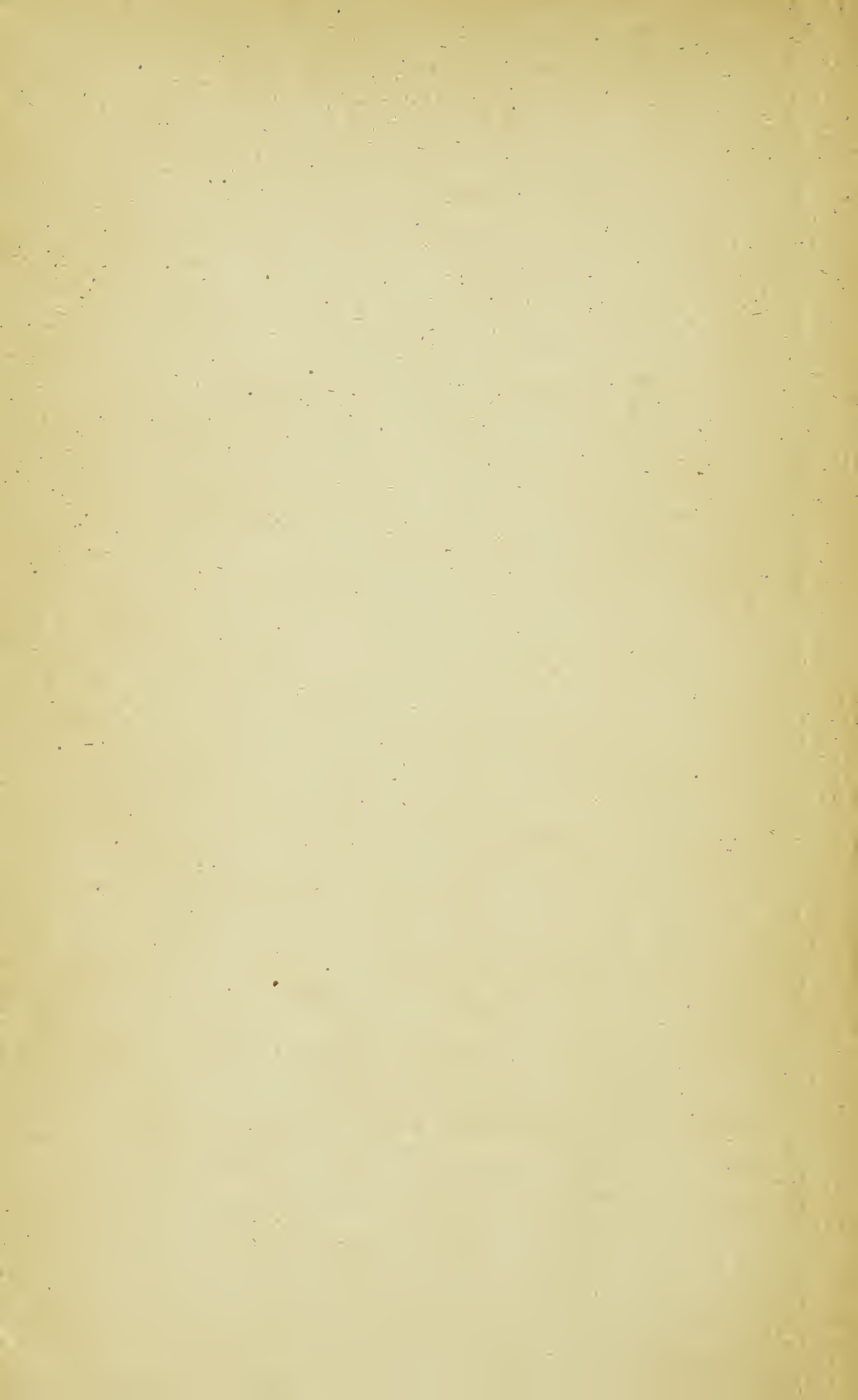
Sören Kierkegaard hatte wieder recht, als er zu Lewin* sagte: „Du bist glücklich, der du frei von Jesus bist."

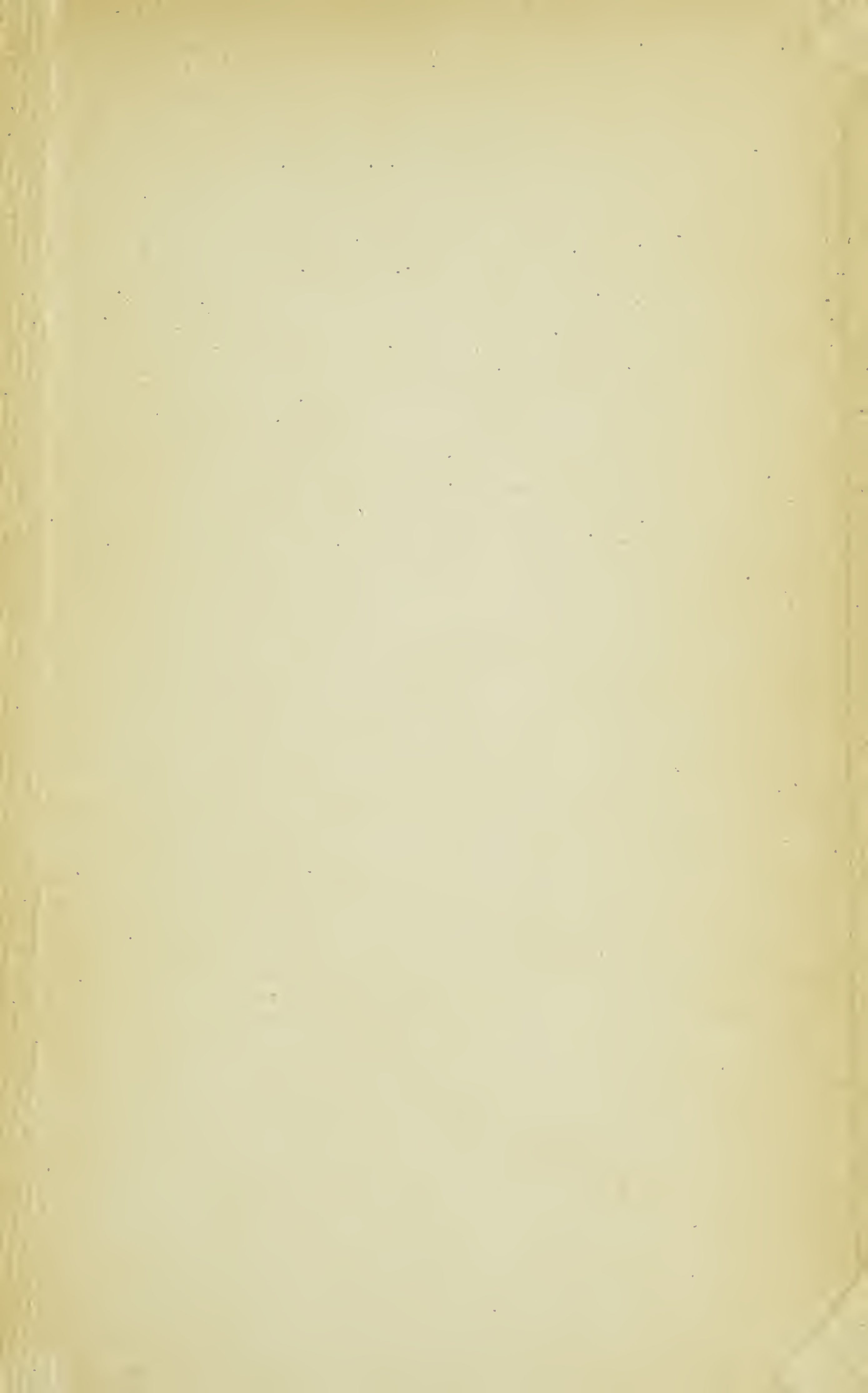
---

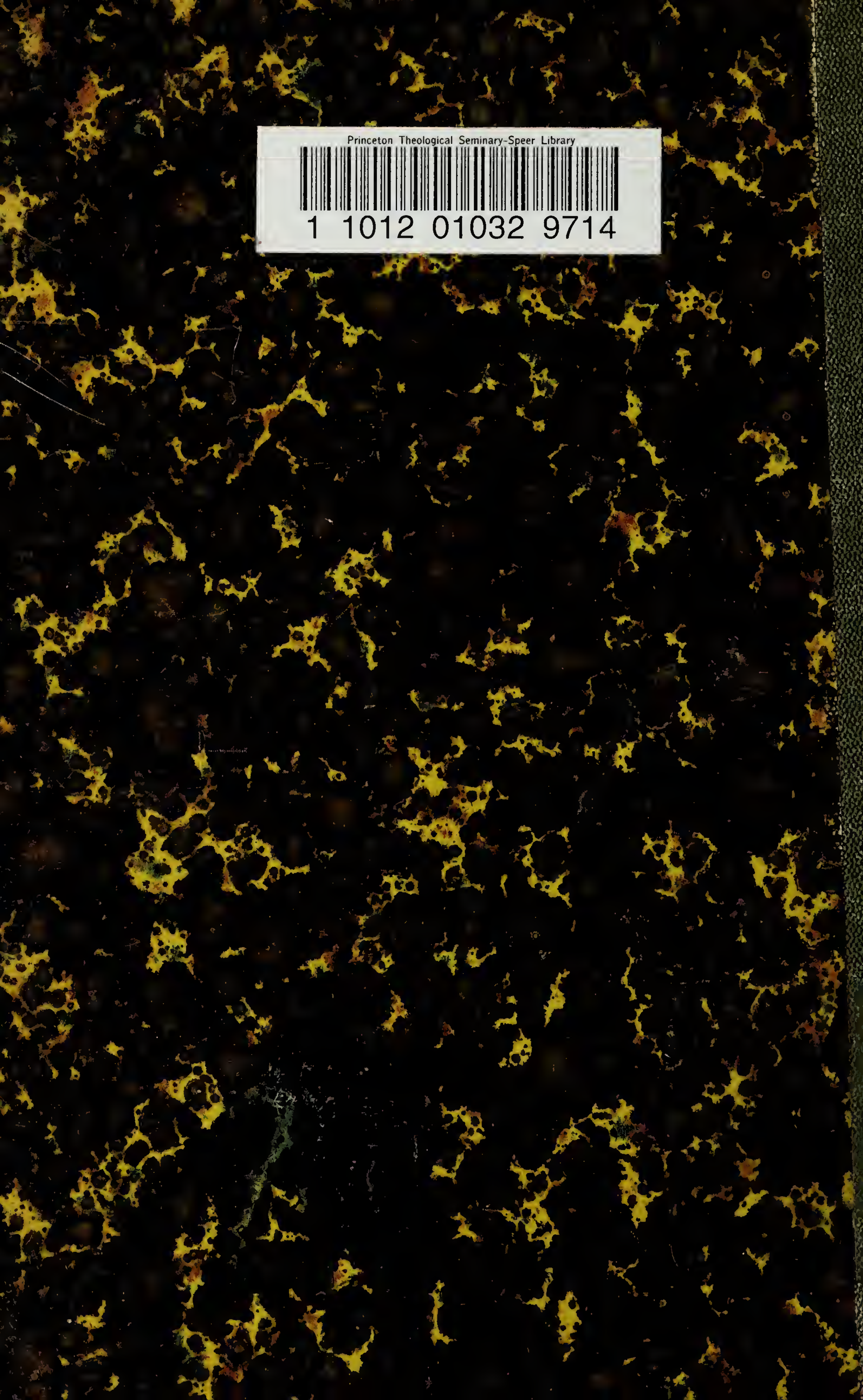
* Lewin, dänischer Sprachforscher, war eine Zeitlang Kierkegaards Sekretär.

Diejenigen, die sich über den Wert der Evangelien als historische Quellen unterrichten wollen — eine Frage, die in der vorliegenden Schrift nicht behandelt wird — seien hingewiesen auf Ryberg Hansens klares und feines Buch: *Die Evangelien als Quellen zu Jesu Leben.* Von deutschen Arbeiten ist besonders zu empfehlen: Paul Wernle: *Die Quelle des Lebens Jesu* (1904) — besonders anschaulich und knapp in der Form. Von größeren Arbeiten sei namentlich hingewiesen auf A. Jülicher: *Einleitung in das Neue Testament* (3. Auflage, 1901).








Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01032 9714